

Kulturbilder

aus

Hellas und Rom.

Zweiter Band.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Geschichte der neuesten Zeit.

1815—1871.

Von

Constantin Busse.

Mit einem Namen- und Sachverzeichnis.

2 Bände, Gr. Octav, 76 Bogen.

Preis geheftet 18 Mark, eleg. gebunden in Halbfranz 21 Mark.

Diese Darstellung ist wegen ihrer trefflichen Form und wegen ihres gebiegenen Inhaltes ernst und geschmackvollen Lesern sehr warm zu empfehlen. Wir geben ihr vor allen uns bekannten populären Handbüchern der neuesten Geschichte entschieden den Vorzug.

Deutsche Rundschau. 1876. Juni.

Schiller's Briefwechsel mit Körner

von 1784 bis zum Tode Schiller's.

Zweite vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Goedeke.**

Wohlfeile Ausgabe.

2 Theile in einem Bande. Preis geheftet 8 Mark, eleg. gebunden 10 Mark.

Unter der großen Menge brieflichen Materials aus der Blüthezeit unserer Literatur kommt nur der Briefwechsel Schiller's mit Goethe demjenigen zwischen Schiller und Körner an Bedeutung gleich. Während jedoch dem ersteren nur der gereifte Mann mit Verständniß lauscht, macht der ideale Freundschaftsbund zwischen Schiller und Körner, der in ihrem Briefwechsel seinen Ausdruck findet, den Schiller-Körner-Briefwechsel zu einem vorzüglichen Hausschatze, zu einem ganz besonders für die reifere Jugend empfehlenswerthen Werke.

Kulturbilder

aus Hellas und Rom

von

Hermann Göll.

Dritte berichtigte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig.

Verlag von Veit & Comp.

1878.

Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Inhalt.

	Seite
I. Die Hellenen in Rom	1
II. Die Hellenischen Nationalfeste	17
III. Wein und Bier	49
IV. Die griechische und römische Küche	74
V. Die römischen Gladiatoren	96
VI. Jagden und Thierhegen	116
VII. Das griechische Wohnhaus	136
VIII. Die griechische und römische Tracht	151
IX. Der Buchhandel	207
X. Das Nachrichtenblatt der Stadt Rom	226
XI. Das Museum zu Alexandria	242
XII. Räuberleben und Gaunerthum	257
XIII. Das Schicksal der Kriegsgefangenen	276
XIV. Die Tempelhospitaler	288
XV. Die Pflege der verwundeten und kranken Soldaten	301
XVI. Die Todtenbestattung	310
XVII. Die Geheimnisse der Besta	346
XVIII. Zwei römische Schauspieler	367
XIX. Zwei griechische Frauen	380
XX. Zwei römische Schulmeister	399
XXI. Aus dem Leben eines griechischen Virtuosen	412
XXII. Griechisches und römisches Badeleben	426



I.

Die Hellenen in Rom.

Naum giebt es einen interessanteren Vorgang in der Kulturgeschichte, als die in Rom vollzogene Assimilation und Aneignung der Formen des hellenischen Geistes und die dadurch bewirkte Erhaltung und Rettung der für alle Zeiten mustergiltigen Schöpfungen Griechenlands in Sprache, Kunst und Wissenschaft. Es erfolgte diese Uebersiedelung der griechischen Kulturelemente theils durch die Eroberung Griechenlands und des hellenisirten Orients und durch das aus verschiedenen naheliegenden Ursachen entspringende Hinstromen der Römer in die besiegten Länder, theils aber auch unmittelbar durch die Griechen selbst, welche ihre seit dem Verluste der politischen Freiheit immer mehr und mehr verarmende Heimat mit dem an Trugbildern der Hoffnung reichen Aufenthalt in der Hauptstadt der damaligen Welt vertauschten. Schon lange vor den makedonischen Kriegen hatte aber diese persönliche Einwirkung von Seite der Hellenen begonnen. Abgesehen von der sagenhaften, von Cicero zu hoch angeschlagenen Einwanderung des korinthischen Künstlers Demaratos in Tarquinii, der seine Söhne, die Tarquinier, in griechischer Sprache und Wissenschaft unterrichtet haben soll, worauf dann auch Servius Tullius diesen Bildungsschatz von Tarquinius Priskus übernommen hätte, deuten viel Umstände darauf hin, daß der besonders durch den Handel bedingte Verkehr mit den nahen griechischen Kolonien in Unteritalien schon in sehr früher Zeit ein überaus reger gewesen sein muß.

Eine Menge griechischer Wörter bürgerte sich in die römische Sprache ein; aus dem kampanisch-griechischen Kumä erhielten die Römer die Buchstabenschrift; die älteste Baukunst zeigt unverkennbare Spuren hellenischen Einflusses; die Servische Verfassung hat viele Ähnlichkeit mit der Solonischen; die offizielle Berücksichtigung griechischer Kultusformen konnte nicht ohne genaue Kenntniß

derselben vorkommen. Verfolgt man aber die Spuren der in Rom auftretenden und sich aufhaltenden Griechen nach den einzelnen Gebieten, denen sie angehören, so mögen dem eigentlichen Handwerkerstande die wenigsten zuzurechnen sein. Die Römer selbst zwar hielten das Handwerk, wie jeden Lohndienst für schimpflich, selbst der Plebejerstand begriff wol meist Landwirth und Feldarbeiter in sich, und so bestand denn die große Masse der im Klientelverhältniß lebenden Handwerker, welche nach Dionys von Halikarnaß sehr bald die Zahl der eigentlichen Bürger um das Doppelte überstiegen haben soll, aus Fremden, ja selbst die Zunft der Kaufleute und Krämer machte hiervon keine Ausnahme. Allein wenn man auch annehmen muß, daß der griechische Kosmopolitismus und der Krämergeist ihrer sinkenden Periode sich leichtsinnig über die auch den Hellenen angestammten Vorurtheile gegen das Gewerbe hinwegsetzte und die Verarmung auch den Handwerker zwang, sein Brot in fremdem Dienste zu suchen, so rekrutirte sich doch nachweislich der Handwerkerstand in Rom meist aus freigelassenen Sklaven, und zudem hinderte die bald einreisende Sitte der Römer, für alle Bedürfnisse des Hauses durch die Hände der eigenen Sklaven sorgen zu lassen, jedes erquickliche Gedeihen eines freien Handwerkerstandes. Außerdem wissen wir auch über die einzelnen Klassen der Gewerbetreibenden zu wenig, um das Verhältniß der Griechen zu den anderen Fremden auch nur einigermaßen bestimmen zu können.

Die Thonbildnerei war von römischen Meistern, die durch die aus Griechenland massenhaft eingeführten Fabrikate immerwährend Anregung erhielten, wol tüchtig vertreten; zu feineren Arbeiten nahm man aber doch Griechen. So lebten schon ums Jahr 500 v. Chr. zwei sicilische Thonbildner und Maler, Damophilos und Gorgasos, in Rom und schmückten den Tempel der Ceres am Cirkus Maximus mit Malereien und thönernen Ornamenten. Plinius berichtet ferner, daß zu Varro's Zeit ein gewisser Posis irdene Trauben und Fische verfertigte, die man von natürlichen nicht zu unterscheiden vermochte. Arkesilaos, ein Freund des Lukullus, pflegte seine Modelle den Römern theurer zu verkaufen, als andere ihre fertigen Statuen. Ein Handwerk ferner, das durch Griechen erst in Rom eingeführt worden ist, war das der Barbier. Bis 300 v. Chr. trugen die Römer ihr Haar nach seinem natürlichen Wuchse. Da brachte ein gewisser P. Ticinius Mena die ersten Haarkünstler aus Sicilien nach Rom; Scipio, der Besieger Hannibal's, ließ sich schon täglich das Haar verschneiden, und das gesellige Leben gewann ohne Zweifel dadurch, daß nun nach griechischer Manier die Friseurstuben die beliebtesten Unterhaltungsorte abgaben. Endlich können ferner die Griechen auch als Verfeinerer der römischen Gastronomie nicht unerwähnt bleiben, welches Amt sie seit den Kriegen mit Philipp III. von Makedonien und Antiochos, dem Großen von Syrien, zu üben anfangen. „Damals“, schreibt Livius,

„begann der Koch, bei den Alten nach Schätzung und Gebrauch der verachtetste Sklave, im Preise zu steigen und was früher für einen Dienst galt, wurde jetzt für eine Kunst erachtet.“ Als Beispiel von griechischen Köchen sei hier nur des Menogenes Strabo gedacht, dessen Herr, der Vater des berühmten Pompejus, wegen seiner Ähnlichkeit mit ihm den Spitznamen Strabo erhielt. Auch die Kunst der Feinbrot- und Kuchenbäcker scheint ungefähr zu derselben Zeit in Rom durch griechische Lehrmeister entstanden zu sein.

Am ansehnlichsten und auffallendsten aber blieb immer die Anzahl der griechischen Namen auf dem eigentlichen Kunstgebiete. Es herrschte in Rom anfangs dieselbe Verachtung gegen die Künstler wie gegen die Kunstwerke, und als es Mode wurde, Häuser und Landgüter mit Kunstsachen auszustatten, brandschatzte man die an Werken der schönen Künste so reichen Ostprovinzen und füllte die Hauptstadt mit vielem Mittelmäßigen, dabei aber auch mit dem Besten der berühmtesten Meister. „Damals“, sagt Juvenal, „war jedes Haus (in den Provinzen) angefüllt und mit den Gemälden des Parrhasios und den Bildsäulen Myron's zusammen lebte des Pheidias Elfenbein; überall stieß man auf die Arbeiten Polyklet's; selten war ein Tisch ohne Gefäße von Mentor's Hand. Dann folgten sich aber ein Dolabella und ein Antonius und der Tempelräuber Verres. Sie trugen auf hohen Schiffen heimliche Beute davon und manche im Frieden erstrittene Triumphe.“ Gleichzeitig mit dem erwachenden Geschmacke der Sieger an der Kunst eilten auch die Künstler, gerufen und ungerufen, nach Rom und verdunkelten die aufstrebenden römischen Talente theils durch wirkliche Ueberlegenheit, theils durch den Ruf ihrer Heimat. Ein Römer von edlerem Geschlechte konnte sich nicht gut mit der Ausübung der Kunst befassen, ohne hartem Tadel oder Spott zu verfallen. Am deutlichsten zeigt sich dies am Beispiel des bekannten Patriziers Quintus Fabius, der im Jahre 304 v. Chr. die Wände des Salustempels bemalte. Seine Familie erbte den ihm wegen so pöbelhafter Liebhaberei gegebenen Beinamen „Maler“, und Cicero schreibt in Beziehung auf ihn in seinen „tusculanischen Untersuchungen:“ „Hätte es nicht auch bei uns viele Nachfolger des Polyklet und Parrhasios gegeben, wenn es dem berühmten Fabius zum Lobe gereicht hätte, daß er malte? Die Ehre fördert die Künste und Jedermann wird durch den Ruhm zu neuen Bestrebungen entflammt; es liegt aber dasjenige immer darnieder, was bei Allen Mißbilligung findet.“ Auch nennt Plinius außer Fabius Pictor nur noch den tragischen Dichter Pacuvius als Maler aus den vornehmen Kreisen. „Später“, setzt er hinzu, „ist die Kunst von anständigen Händen nicht getrieben worden.“ Selbst die kleine Stadt Urbea ließ ihren Junotempel von dem griechischen Freigelassenen Lykon aus Aetolien schmücken und beschenkte denselben mit dem Bürgerrechte. Als Aemilius Paullus den König Perseus besiegt hatte, bat er die Athener, ihm einen renommirten Philosophen als Hauslehrer

und einen guten Maler zur Verherrlichung seines Triumphes zu senden, und diese befriedigten beide Wünsche in der einen Person des Metrodoros. Wahrscheinlich war auch das von Scipio Asiaticus im Kapitol geweihte Gemälde von der Schlacht bei Magnesia das Werk eines Griechen. Zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts füllten nach Plinius die Portraitmaler Sopolis und Dionysios die Bildersäle der Noblesse, und auch eine Portraitmalerin, Taja aus Rhizikos, übte sowol die enkaustische Malerei auf Elfenbein, als auch die gewöhnliche auf Holz, verdiente viel Geld und setzte die Römer dadurch in Staunen, daß sie sich selbst vor dem Spiegel portraitierte. Der Byzantiner Timomachos malte dem Diktator Cäsar einen rasenden Ajax und eine Medea für die enorme Summe von 80 Talenten (über 350,000 M.). Später bemalte Artemon die Wände der Oktavischen Säulenhalle. Doch finden sich aus späterer Zeit immer auch römische Namen unter den Malern. Der Römer Iudius zeichnete sich unter Augustus durch Erfindung eines neuen Dekorationsstiles aus. Zu Verona befanden sich nach Plinius schöne Bilder des römischen Ritters Turpilios. Aber noch Amulius, der im goldnen Hause Nero's als Maler beschäftigt war, gaubte es der römischen Würde schuldig zu sein, daß er nicht anders, als in der feierlichen Toga auf dem Gerüste den Pinsel führte und täglich nur wenige Stunden arbeitete!

Die Plastik dagegen blieb fast ausschließlich in den Händen von Griechen und Halb griechen. Schon um das Jahr 170 v. Chr. rief Metellus griechische Künstler nach Rom, um seine Säulenhalle mit den Tempeln der Juno und des Jupiter auf dem Marsfelde auszuführen. Es waren bei diesem Bau beschäftigt: der Salaminier Hermodoros als Architekt, die Lakëdämonier Sauros und Batrachos als Architekturbildhauer, Dionysios und Polykles, Söhne des berühmten athenischen Bildhauers Timarchides, als Verfertiger der Tempelstatuen. Für denselben Tempelbezirk arbeiteten später Philiskos aus Rhodos und Heliodoros, vorzüglich aber der Erzgießer Bildhauer und Gießer Pasiteles, der eine elfenbeinerne Zeusstatue lieferte. Seine Schüler Stephanos und Menelaos hatten ebenfalls ihren Aufenthalt in Rom und Diogenes aus Athen stellte im Pantheon Agrippa's seine Karyatiden auf. In dem Cäsarenpalaste des Palatin lobt Plinius die Arbeiten des Krateros, Pythodoros, Polydektes, Hermolaos, Artemon, Aphrodisios.

Zuweilen führte auch das Geschick die Künstler unfreiwillig nach Rom, wie den Bildhauer Nulanos Evander aus Athen, der, von Antonius nach Alexandrien gebracht, von da unter den Gefangenen nach Rom transportirt wurde. Das den griechischen Künstlern günstige Verhältniß blieb auch in der Kaiserzeit, wo selbst beim Sinken des Kunstgeschmackes die Kunstkenner-

schaft und Kunstliebhaberei noch lange zu den Erfordernissen einer guten Erziehung gehörte. Aus einer Menge von Namen heben wir nur den berühmten Steinschneider Dioskorides heraus, der den Kopf des Kaisers Augustus in Stein gravirte, den Erzgießer Zenodoro, der die 110 Fuß hohe Kolossalstatue Nero's schuf, und den genialen Baumeister Apollodoro aus Damaskos, welcher die Prachtbauten Trajan's leitete und jedenfalls die Idee zu der berühmten Trajanssäule und dem ganzen Trajanischen Forum angab. Der letzte war, wie es scheint, nach Künstlerart, Dilettanten gegenüber etwas schroff und wurde der Sage nach von Hadrian aus der Stadt verwiesen, weil er bereits früher einmal, als er mit Trajan über die auszuführenden Werke sprach und der kaiserliche Adoptivsohn Hadrian dreinreden wollte, zu diesem gesagt hatte: „Geh Du doch fort und male Deine Gurken; denn von dem da verstehst Du nichts!“ und später einen von dem nunmehrigen Kaiser gefertigten Tempelriß unverhohlen und stark getadelt hatte.

Auch auf dem musikalischen Felde wurden bald griechische Lehrmeister nöthig, sowie überhaupt die römische Musik sehr früh durch die griechische verdrängt worden ist. Wie es aber noch anderthalbhundert Jahre v. Chr. mit dem musikalischen Geschmacke in Rom aussah, beweist eine von Polybios aufbewahrte Anekdote. Als im Jahre 167 der Prätor L. Anicius seinen Triumph über den illyrischen König Gentius hielt, hatte er die berühmtesten Flötenspieler Griechenlands, namentlich Theodoro aus Böotien, Theopompos und Hermippos kommen lassen und hieß sie auf einer im Cirkus errichteten Bühne mit den Chorsängern zusammen auftreten. Während aber Musik und Tanz im schönsten Gange waren, ließ ihnen der Triumphator sagen, das Flötenspiel gefalle ihm nicht; sie sollten lieber einen Wettkampf unter einander aufführen. Die verblüfften Künstler wußten nun nicht, was sie anfangen sollten, bis ihnen ein Viktor zu verstehen gab, sein Herr meinte wol gar ein Scheingefecht! Kurz gefaßt stellten sich also die Musiker an die Spitze der Ballettabtheilungen und führten durcheinander blasend dieselben nach Art der heimischen Pyrrhiche oder des Waffentanzes gegen einander und wechselsweise rückwärts, und als endlich einer der Tänzer sich aufschürzte und dem sich ihm gegenüber nähernden Flötenspieler die Faust unter die Nase hielt, brachen die Zuschauer in ein unbändiges Gelächter und Klatschen aus! Nimmt man nun noch dazu, daß gleichzeitig mit dieser improvisirten Vorstellung zwei Kunstkünstler in der Orchestra unter besonderer Musik sich sehen ließen und vier Faustkämpfer nebst Trompetern und Hornisten die Bühne betraten, so kann man sich von der Höhe dieses Kunstgenusses eine Vorstellung machen! Noch im Jahre 115 wurden alle musikalischen Instrumente mit Ausnahme der einfachen latinischen Flöte von den Censoren untersagt. Diese spartanische Maßregel beweist bereits, daß sich die Barbarei anfang zu mildern. Besonders bei den Festspielen fehlten nun

die griechischen Virtuosen fast nie, und diese brachten die hellenische Kitharödentracht mit; die lange, golddurchwirkte, mit Ärmeln versehene Tunika und den buntfarbigen, meist purpurnen Mantel nebst dem, oft goldenen, Kranz für das Haupt. In der Kaiserzeit war der Musikunterricht ein einträgliches Geschäft. Nero berief Terpnoß, den berühmtesten Zitherspieler, zu seiner Ausbildung aus Griechenland zu sich. Diesem und seinem Kollegen Diodoros ließ später Vespasian bei der Einweihung des wiederhergestellten Theaters des Marcellus je 200,000 Sesterzen auszahlen. 186 v. Chr. waren aber auch zugleich mit dem heimkehrenden asiatischen Heere die griechischen leichtfertigen Psalter- und Harfenspielerinnen in Rom eingewandert, die ja fast nie bei den Symposien ihrer Landsleute fehlen durften und von nun an auch der hauptstädtischen Prostitution immer neuen Zuwachs lieferten.

Zur Befriedigung der steigenden Schaulust suchte man auch die hellenische Agonistik in Rom einzubürgern und der Consul M. Fulvius war der erste, der zu den während des ätolischen Kriegs gehaltenen Spielen im Jahre 186 griechische Athleten in Rom auftreten ließ. Später gab M. Aemilius Scaurus ein gleiches Schauspiel. Ja, Sulla ließ, um die Feier seines Triumphes zu erhöhen, die gymnischen Agonisten, welche eben bei den olympischen Spielen agiren sollten, insgesammt außer den Wettkämpfern nach Rom schaffen! Pompejus und Cäsar ahmten diesen Beispielen nach. Auch Augustus ließ auf dem Marsfelde ein Stadion mit hölzernen Sitzbänken für die Athleten herrichten. Dieselben müssen auch schon damals bleibenden Aufenthalt in Rom gehabt haben; denn Sueton sagt von ihnen ausdrücklich: „Octavian bestätigte und erweiterte ihre Privilegien.“ Diese Vorzüge bestanden aber in der ganzen Kaiserzeit fort und verliehen den Athleten Korporationsrechte mit besonderen Vorstehern und mit Gebäuden zu ihren Uebungen und Berathungen. Wenn aber auch einzelne Kaiser, wie Nero, ihnen äußerst gewogen waren, so fand die Athletik doch bei der großen Menge weniger Anklang als die blutigen Gladiatorengefechte und Thierhehen.

Natürlich hat es auch unter den Schauspielern in Rom, deren Kunst so deutlich in ihren Anfängen auf Griechenland hinweist — Livius Andronicus, ein Kriegsgefangener aus Tarent, der erste Uebersetzer griechischer Werke, trat auch als Schauspieler auf — Griechen genug gegeben. Da aber die Komödiantentruppen meistens aus Sklaven und Freigelassenen bestanden, so kann man aus den vorkommenden griechischen Namen nicht sicher auf die Nationalität schließen. So war z. B. Antiphon, der sich bei den Spielen Milo's Beifall errang, der Sohn einer Sklavin, und ebenso Panurgos und Gros, Schüler des berühmten Komikers Roscius. Gleichzeitig werden noch genannt Mesopos, erster tragischer Held, und von demselben Fache Diphilos; dann Doterion, Stephanion, Menogenes, Pamphilos, Spinther; als

Mimen: Sorex und Metrobios, die Lieblinge Sulla's, und als Ballettänzerinnen, die bereits der Männerwelt ebenso gefährlich waren wie die heutigen, Dionysia, Thyoris und Kytheris. Daß übrigens griechische Schauspieler fortwährend in Rom thätig waren, sieht man aus der dritten Satire Juvenal's, wo es über die Griechen heißt: „Wo wäre ein Besserer, wenn er die Rolle der Buhlerin Thais giebt, oder als Komiker eine Ehefrau darstellt, oder die in kein Mäntelchen gehüllte Doris? Traun, keine Maske vermeint man sprechen zu hören, sondern wirklich ein Weib, leidhaftig vom Scheitel bis zu den Zehen. Und doch ist bei ihnen weder ein Antiochos der Bewunderung werth, oder ein Stratoskes, noch Demetrios mit dem zärtlichen Hämös; die ganze Nation ist Schauspielerin!“ Besonders füllten griechische Künstler die Reihen der am höchsten gefeierten Pantomimen. Schon die Erfinder dieser auf römischem Boden erwachsenen Kunst waren Phylades, ein Kilikier, und Bathyllos, ein Alexandriner; ihnen folgten Hylas, der beste Schüler des Phylades, Mnester, der Liebling Kaligula's, Paris, der Tanzlehrer Nero's, und ein zweiter Paris, der unglückliche Günstling der Gemahlin Domitian's. Auch scheinen den Andeutungen einiger Schriftsteller zufolge die den Balletten zu Grunde liegenden Texte zuweilen in griechischer Sprache abgefaßt gewesen zu sein.

Endlich findet man auch auf noch zweideutigeren Gebieten die Griechen in Rom vorherrschend vertreten. Sowie man in der Kaiserzeit ihrer größeren Gelehrtheit und Beweglichkeit halber vorzugsweise griechische Fechtmeister bei der Armee anstellte, so eigneten sich die Griechen auch besser, als die Römer, zu Thaumaturgen aller Art und die Koryphäen des Seiltänzer-, Gaukler- und Taschenspielergewerbes stammten meist aus Großgriechenland und den verweichlichten griechischen Kolonien Kleinasien's, besonders Kyzikos, Mithylene und Antiochia. Aber auch die von Chaldäa über Babylon nach Westen gewanderte astrologische Pseudowissenschaft, die während der Kaiserperiode in Rom so räthselhaft gewaltigen Anflug fand, daß endlich Niemand bei der Geburt eines Kindes es versäumte, des zu stellenden Horoskopes wegen genau die entscheidende Stunde zu notiren, sendete ihre Vertreter aus dem Schooße der griechischen Nation nach Rom. Außer den Bd. 1. genannten hervorragenden Astrologen mögen auch unter den vagabundirenden Sterndeutern, die den Zukunftsburch des gemeinen Mannes stillten, sehr viele Griechen gewesen sein. Wenigstens läßt Petronius seinen Trimalchio erzählen: „Als ich mein Geschäft nicht mehr treiben wollte, ermunterte mich wieder dazu ein Sterndeuter, der zufällig in unsere Kolonie gekommen war, ein Grieche, Namens Serapa, ein Geheimrath bei den Göttern. Dieser sagte mir auch das, was ich vergessen hatte. Bis aufs Haar setzte er mir Alles auseinander; er kannte meine Eingeweide; es fehlte nur noch, daß er mir sagte, was ich am Tage

vorher gegessen hatte. Da hieß es: „Du bist nicht glücklich mit Deinen Freunden, Niemand vergilt Dir mit gleichem Dank, Du besitzest große Landgüter, Du nährst eine Ratter an Deinem Busen, Du hast noch dreißig Jahre, vier Monate und zwei Tage zu leben.““

Wendet man sich ferner ernsteren und für die menschliche Gesellschaft nothwendigeren Beschäftigungen zu, so fällt hier sofort die Heilkunde ins Auge, die, wie im ersten Bande gezeigt worden ist, in Rom beinahe so ausschließlich den Griechen gehörte, wie die Apothekerkunst in Rußland bis vor kurzem den Deutschen.

Noch viel direkter, als griechische Handwerker und Künstler, wirkte aber auf die Römer der persönliche Umgang mit den sich um sie schaaarenden griechischen Dichtern, Philosophen und Rhetoren. Ueberhaupt machte der Hellenismus in den letzten zwei Jahrhunderten v. Chr. merkwürdig rasch Propaganda in Latium und bildete einen Strudel, in den endlich das ganze Römerthum hineingezogen wurde. Dies tritt am deutlichsten im Fortschreiten der griechischen Sprachkenntniß hervor. Bereits 281, vor dem Krieg mit Pyrrhos, hatte es der römische Gesandte Postumius in Tarent versucht, eine griechische Anrede zu halten, war aber der schlechten Aussprache wegen von der leichtsinnigen Menge verhöhnt worden. Dagegen verhandelten die 169 nach Griechenland gesandten Diplomaten C. Octavius und C. Popilius bereits ohne Dolmetscher mit den verschiedenen Staaten. Tib. Gracchus veröffentlichte eine griechische Rede, die er in Rhodos gehalten hatte, und Flaminius erwiderte die Schmeicheleien der Hellenen in derselben Sprache. Auch Aemilius Paullus kleidete seine Vorwürfe an den gefangenen König Perseus nach Livius in griechische Worte, und als er später in Amphipolis den makedonischen Deputirten die Beschlüsse des römischen Senates eröffnete, sprach er wol lateinisch, sein Prätor Octavius aber übersetzte seine Worte ins Griechische. Der Consul Crassus Mucianus gab 131 auf seinem unglücklichen Feldzuge in Asien in fünf griechischen Mundarten als Richter Bescheide. Sulla erlaubte es sogar im Jahre 87, daß der Gesandte der Rhodier, Apollonios Molon, ohne Dolmetscher im Senate einen griechischen Vortrag halten durfte. Auch fehlte es bald nicht an schriftstellerischen Versuchen in griechischer Sprache. Schon gleich nach dem Hannibalschen Kriege entstanden die griechischen Geschichtsbücher des Quintus Fabius Pictor und des Publius Scipio. Postumius Albinus, einer der 10 Gesandten, die 146 nach Achaia geschickt wurden, schrieb ebenfalls eine römische Geschichte in griechischer Sprache, womit er freilich seiner Schwachhaftigkeit und widrigen Hellenisirungsfucht wegen weder bei Griechen noch bei Römern Ehre einlegte. Lukullus dagegen schämte sich, rein griechisch zu schreiben, und ließ absichtlich in seine Geschichte des marsschen Krieges einige Solöcismen einfließen. Anders

handelte Cicero, indem er seinem Freunde Attikus gestand, daß etwaige Sprachfehler in der griechischen Geschichte seines Consulats sich gegen seinen Willen eingeschlichen haben würden.

Die Griechen, welche zu Rom in Sprache und Wissenschaft die Lehrer der Römer wurden, waren ebenfalls theils gezwungen, theils aus freien Stücken dorthin gelangt. Zu den ersten gehörten Gefangene und Gesandte. Der bereits genannte Tarentiner Andronikos, der die Bekanntschaft der Römer mit dem griechischen Drama vermittelte, hatte eine große Menge Schicksalsgefährten an den im Jahre 167 aus der Mitte der patriotischen Partei des achäischen Bundes zur Verantwortung nach Rom zitierten und dort als Geiseln zurückgehaltenen 1000 vornehmen Griechen, unter denen auch der Geschichtschreiber Polybios war und von denen nach siebenzehnjähriger Gefangenschaft kaum 300 in ihr Vaterland zurückkehrten. Auch der Grammatiker Tyrannion aus Amisos wurde als Gefangener im Mithridatischen Kriege von Lullus nach Rom gebracht und gelangte hier zu Ansehen und Reichthümern. Ebenso kam durch den Krieg zwischen Octavian und Antonius der gelehrte Diokles nach Rom, wurde von Cicero's Gemahlin Terentia gekauft, lehrte dann als Freigelassener Grammatik und half Cicero's Bibliothek ordnen. Selbst August's berühmter Bibliothekar Hyginus war eine Sklave aus Alexandria. Der Zufall fügte es, daß ums Jahr 167 v. Chr. der einer Gesandtschaft des Königs Attalos von Pergamon beigegebene Gelehrte Krates, aus Mallos in Kilikien, zu Rom eines Weinbruches wegen längere Zeit zu verweilen gezwungen wurde. Er benutzte diese Muße zu vielbesuchten Vorlesungen über die Homerischen Gedichte. Vierzehn Jahre später schickten die Athener, um einen Straferlaß zu erreichen, drei ihrer ausgezeichnetsten und beredtesten Philosophen, Carneades aus Kyrene, Diogenes aus Seleukia und Kritolaos nach Rom. Welchen Einfluß diese Vertreter von drei verschiedenen philosophischen Schulen auf die römische Jugend ausübten, sieht man daran, daß der ältere Kato, als Eiferer für altrömische Zucht, sich große Mühe gab, sie baldmöglichst aus der Stadt zu entfernen, wie er denn bereits früher die Vertreibung der epikuräischen Philosophen Alkaios und Philiskos durchgesetzt hatte. Dennoch konnte sich der alte Starrkopf selbst so wenig der Einwirkung des Zeitgeistes entziehen, daß er in seinen hohen Jahren noch die „überseeische und ausländische Wissenschaft“ (der Griechen) erlernte! Der schon erwähnte Rhodier Molon kam zweimal als diplomatischer Vertreter seiner Insel nach Rom und bei ihm machte Cicero rhetorische Studien. Ebenso erwarb sich der Stoiker Poseidonios bei seiner zweimaligen Anwesenheit als Gesandter Freunde und Schüler, die ihn dann wieder in Rhodos aufsuchten und hörten. Bevor es aber noch bei den vornehmeren Römern Sitte wurde, ihre Söhne sich den letzten Schluß der Bildung in Hellas selbst suchen zu lassen, fanden sich genug

Lehrmeister von dort ein, die geradezu ihr Brot durch Unterrichten zu verdienen suchten. Schon vor dem Kriege mit Perseus wurden die Kinder des Aemilius Paullus von griechischen Grammatikern, Rhetoren und Philosophen unterrichtet, und aus dem Jahre 161 wird berichtet, daß sich in der Hauptstadt bereits mehrere Lehranstalten für griechische Deklamationsübung befanden. Als der Sohn des Aemilius Paullus, der jüngere Scipio Afrikanus, gegen Polybios die Befürchtung ausgesprochen hatte, daß es ihm und seinem Bruder Fabius an griechischen Lehrern fehlen dürfte, sagte ihm der Geschichtsschreiber, man sehe ja, daß solche Leute schaarenweise nach Rom strömten! Und in der That findet man von dieser Zeit an in der Biographie jedes hervorragenden Mannes auch der griechischen Lehrer gedacht; denn der Unterricht in den griechischen Bildungswissenschaften blieb von nun an ein integrierender Bestandtheil der römischen Erziehung. Zugleich stiegen auch die im Griechischen bewanderten Sklaven im Preise, und es wurden oft 1—200,000 Sesterzen für Literatursklaven gezahlt. Der reiche Calvisius Sabinus, ein Zeitgenosse Seneca's, gab 1,100,000 Sesterzen oder beinahe 240,000 Mark für 11 Sklaven, von denen einer den Homer, der zweite den Hesiod, die übrigen die lyrischen Dichter auswendig wußten!

Noch auffallender tritt die zur Mode werdende Hinnneigung zum hellenischen Elemente in der Sitte an den Tag, einen Griechen, gewöhnlich einen Philosophen, als Gesellschafter, Begleiter und Hausgenossen förmlich zu engagiren. So begleitete Polybios seinen Gönner Scipio nach Spanien und Karthago; noch mehr aber war an die Person des letzteren der bekannte Stoiker Panätios attachirt, der ganz im Scipionischen Hause lebte und seinen Patron nach Karthago und zwei Jahre später nach Aegypten und Asien begleitete. Im Gefolge des Lullus während des ersten und dritten Mithridatischen Krieges befand sich der Platonische Philosoph Antiochos von Askalon. Auch das Haus des Lullus in Rom stand gastfreundlich allen Griechen offen und dieselben bewegten sich täglich ungenirt in seiner Bibliothek. Kornelia, die hochgebildete Mutter der Gracchen, hatte ebenfalls nach dem Tode ihrer Söhne auf ihrem Landgute zu Misenum stets einen Kreis von Gelehrten und Griechen um sich versammelt. Cicero's Zeitgenosse Pupius Piso hatte als junger Mann mehrere Jahre lang den Peripatetiker Staseas aus Neapel in seinem Hause. Cicero selbst behielt den stoischen Philosophen Diodotos, seinen Jugendlehrer, bei sich; dieser erblindete in seinem Alter und hinterließ Cicero gegen 100,000 Sesterzen. Seinem Freunde, Papirius Pätus, einem lebensfrohen Epikuräer, wirft es Cicero im Scherze vor, daß er mit seinem Hausphilosophen Dion nur gastronomische Fragen verhandle. Athenodoros aus Tarso, genannt Kordylion, früher Vorsteher der pergamenischen Bibliothek, wurde in seinem Alter noch von dem jüngeren Cato nach Rom

mitgenommen und starb wahrscheinlich vor seinem Gönner, da dieser in seiner Sterbestunde die Griechen Demetrios und Apollodoros um sich hatte. Cäsar's Mörder, Brutus, hatte Ariston von Askalon, einen Philosophen, und Empylos, einen Rhetor, in seinem Hause. Aus der Milonischen Rede Cicero's wissen wir, daß sein Feind Clodius keinen Auszug ohne „Griechlein“ unternahm. Der Triumvir Crassus wollte auch dem guten Tone nachkommen. Wie er aber verfuhr, ist der Mühe werth bei Plutarch nachzulesen: „Er hatte in der Philosophie einen gewissen Alexander zum Lehrer, welcher durch seinen Umgang mit Crassus eine große Probe von Geduld, Uneigennützigkeit und Sanftmuth ablegte. Denn man konnte nicht leicht sagen, ob Alexander ärmer zu Crassus gekommen oder ärmer bei ihm geworden sei. Er war der einzige, den Crassus vor allen seinen Freunden auf Reisen mitnahm, und mußte dennoch bei der Zurückkunft stets den Regenmantel zurückgeben, den ihm Crassus zur Reise geliehen hatte.“

Ueberhaupt war die Stellung dieser bestimmten Häusern einverleibten Griechen eine viel weniger beneidenswerthe, als die der in unabhängiger Weise ihren Unterhalt in Rom verdienenden. Auf der einen Seite Nationalstolz und aristokratischer Hochmuth, auf der anderen spezielles Vorurtheil gegen den griechischen Volkscharakter und gegen die Sitten der Philosophen insbesondere wirkten zusammen, um ihr Verhältniß zu einem für freie Männer oft unerträglichen zu stempeln. Man brauchte und schätzte die Waare und verachtete doch die Kaufleute! Die Abneigung und Eifersucht gegen Fremde war bei den Bewohnern der Hauptstadt zu jeder Zeit sehr lebendig. Deutlich spricht sich solche Antipathie in Juvenal's Worten aus: „Soll denn ein Mensch vor mir sein Siegel auf eine Urkunde drücken und einen geehrteren Platz an der Tafel einnehmen, der mit demselben Winde nach Rom gekommen ist, welcher die Damascenerpflaumen und syrischen Feigen bringt? Ist es denn so gar nichts, daß unsere Kindheit die Luft des Aventin geathmet hat und mit sabiniſcher Frucht genährt ist?“ Die unteren Schichten waren in dieser Hinsicht am schlimmsten und so wie sich Cicero in den Reden gegen Verres dem Volke gegenüber stellt, als kenne und schätze er gar nicht die schönen Wissenschaften und Künste, so läßt er auch in dem Buche „Ueber den Redner“ M. Antonius sagen, der Redner werde dem Volke am angenehmsten sein, der gar keine Hinweisung auf griechisches Wesen fallen lasse. „Ich bin der Meinung gewesen, da die Griechen so wichtige Dinge unternehmen und treiben und versprechen, den Leuten Anweisung zu geben, die dunkelsten Sachen zu durchschauen und recht zu leben und wortreich zu sprechen, man müsse weniger als Mensch sein, wenn man ihnen nicht das Ohr leihen oder, falls man sie nicht öffentlich zu hören wagte, um seinen Ruf bei seinen Mitbürgern nicht zu schmälern, nicht heimlich auf ihre Worte horchen und von fern auf ihre Vorträge merken wollte.“

Die Behandlung der Hofmeister und Hausphilosophen war wol sehr verschieden, im Allgemeinen aber doch so, daß die aristokratische höhere Stellung des Prinzipals dem gemieteten Hausgenossen fühlbar wurde. Cicero schreibt seinem Attikus, daß sein gelehrter Sklave Dionysios, der ihm untreu geworden war, in seinem Hause geehrter und rücksichtsvoller behandelt worden sei, als Panätios bei Scipio Afrikanus. Der Zeitgenosse des letzteren, der Satirenschreiber Lucilius, sagt wol im Sinne vieler seiner Zeitgenossen: „Nützlicher ist mir mein Gaul, mein Reitknecht, Mantel und Zeltbach, als der Philosoph.“ Selbst der Griechenfreund Lullus gab einigen Griechen, die mehrere Tage lang herrlich und in Freuden bei ihm geschmaust hatten und eine neue Einladung unter dem Vorgeben ablehnten, als wollten sie ihm nicht allzugroße Kosten verursachen, zur Antwort: „Einiges, Ihr Deutschen, geschieht wol nur Euretwegen; das Meiste aber geschieht des Lullus wegen“. Die Griechen in der Umgebung des Diktators Sulla konnten sich keines Vorzuges vor den Komödianten und Possenreißern rühmen, an denen ihr Herr Gefallen fand. Der Feind Cicero's, C. Piso, stapelte seine Griechen bei den Mahlzeiten, wo es mehr als einfach herging, fünf und mehr Mann hoch auf einem Speisesopha auf, während er selbst allein ein Polster einnahm. Der Epikuräer Philodemos wohnte ganz bei ihm, und Cicero erzählt, daß der Philosoph ungeheuern Beifall von ihm einerntete, so lange er vom Vergnügen sprach, das Piso stets nur auf die sinnlichen Genüsse bezog; wollte er aber Eintheilungen machen und auf das höchste Gut zu sprechen kommen, predigte er stets tauben Ohren und mußte abbrechen. Er entschädigte sich durch seine, die Sitten Piso's abschildernde Epigramme, zu denen ihn der Idiot selbst aufforderte.

Ueberhaupt war es ein sehr schwieriges Amt, täglich den Hausherrn durch Wit und Scherz erheitern oder die Gesellschaft durch wissenschaftliche Erörterungen und sofortige Beantwortung aufgeworfener Bezierfragen unterhalten oder sich zur Ergözung der Gäste mit einem groben Kollegen über dogmatische Fragen herumbozen zu müssen. Man kann es daher dem Grammatiker Seleukos aus Alexandria, der ein Tischgenosse des Tiberius war und in Erfahrung gebracht hatte, daß der Kaiser die Themata zu den Tischgesprächen stets aus seiner Lektüre wählte, nicht verargen, daß er durch einen guten Freund unter der Dienerschaft sich täglich die Schriften nennen ließ, welche Tiberius am Morgen in der Hand gehabt hatte, und dann jedesmal gut präparirt bei Tafel erschien. Leider bekam es ihm schlecht; der Kaiser entließ ihn nicht nur, sondern zwang ihn auch zum Selbstmord. Am schlimmsten aber war die Lage der Rhetoren, Philosophen und Grammatiker im Dienste reicher Damen, die in der späteren Kaiserzeit ebenfalls anfangen mit der Wissenschaft zu tändeln, griechische Verse zu machen und damit zu prahlen, daß ein Philosoph mit langem Barte und kurzem spartanischen Mantel ihre Sänfte

begleitete. Wie Lukian erwähnt, pflegten diese Schönen zu keiner anderen Zeit Muße zum Anhören ihrer Gelehrten zu haben als beim Frisiren oder bei Tafel. Oft sei es dann vorgekommen, daß, während der Philosoph ein Kapitel aus der Moral durchnahm, die Kammerzofe das Billet eines Liebhabers überbrachte und die Rede über die Sittsamkeit nun so lange unterbrochen werden mußte, bis jene die Antwort niedergeschrieben hatte und dann zurückkam! Thesmopolis, ein alter Stoiker, der bei einer reichen Dame im Hause lebte, mußte dieselbe einst auf einer Reise begleiten. Aber zunächst ärgerte es ihn, daß er mit einem glattrasirten, durch Harzpflaster enthaarten, geschminkten, ewig trillernden Lieblingsklaven, gegen den sein borstiges Aeußere einen lächerlichen Kontrast bildete, einen Wagen theilen mußte. Bald jedoch ließ ihn die Herrin rufen und bat ihn unter großen Umschweifen, Artigkeiten, Klagen und Thränen um die Gefälligkeit, ihr maltesisches Schooßhündchen mit unter seinen Mantel zu nehmen! Die kleine Myrrhine war aber natürlich, wie alle verzagene Geschöpfe, sehr unartig, klaffte ewig mit dünner Stimme, beleckte den langen Bart ihres Beschützers und hielt schließlich auf dem Philosophenmantel ihre Niederkunft! Lukian schreibt dies in der speziell unseren Gegenstand berührenden, als Warnung an einen Freund gerichteten Schrift „Ueber die für Lohn in fremden Häusern Lebenden“, worin er als Hellenen seine tiefste Empörung über die Herabwürdigung seiner Landsleute in den römischen Familien ausspricht.

Seine interessante Schilderung ergänzt vollständig die aus den angeführten Einzelheiten zu ziehenden Schlüsse. Man pflegte es sich so schön zu denken, sagte er, die edelsten Römer zu Freunden zu haben, prächtige Schmausereien ohne Unkosten mitzumachen, in einem schönen Hause zu wohnen, in eine herrliche Equipage zurückgelehnt Lustreisen zu machen und für alles dies auch noch eine gute Bezahlung zu erhalten. Allein zuerst erfordere es schon große Mühe, die Aufmerksamkeit eines Magnaten auf sich zu ziehen. Man müsse sich gute Kleider anschaffen, täglich am frühen Morgen antichambriren, mit dem Trinkgelde für die Kammerdiener nicht kargen, bei den Ausgängen des Patrons unter dem Troffe der Klienten und Diener den Vortrab bilden. Endlich kommt der ersehnte Moment, wo der reiche Mann den armen Schelm zu sich ruft und irgend eine Frage an ihn richtet, die derselbe stotternd und verlegen beantwortet. Dann erscheinen wieder viele Tage voll Furcht und Hoffnung; die Rabalen von Nebenbuhlern sind im Zuge; man forscht nach den Kenntnissen des Bewerbers; der Klatfch eines Nachbarn kann Alles verderben; die Frau des Hauses, selbst der Haushofmeister dürfen nicht dagegen sein. Endlich erfolgt eine Einladung zum Mittagessen, wobei der einladende Sklave nicht unter fünf Drachmen Trinkgeld bekommen darf. Der Kandidat macht die feinste Toilette und nachdem er Strupel darüber empfunden, daß er zu bald oder zu spät beim Diner erscheinen könnte, was Beides unanständig war, betritt er das Haus und wird sehr artig empfangen.

Alle Augen sind auf ihn gerichtet, selbst die Lakaien haben geheimen Befehl, auf sein Benehmen genau zu achten. Bald bricht sein Angstschweiß aus; denn er wagt nicht zu trinken, um nicht als Liebhaber des Weinglases zu erscheinen; er weiß nicht, nach welcher von den mannigfaltigen Speisen er dem Anstande gemäß seine Hand zuerst ausstrecken soll, und schielt verstohlen nach dem Nachbar. Auf das Diner folgen die Trinksprüche. Der Hausherr fordert einen mächtigen Humper und leert ihn zum Reide der anderen Parasiten „auf das Wohl des Lehrers“, der dann pflichtschuldigst in seinem Erwidernstoaste stecken bleibt. Mittlerweile hat der Geplagte doch mehr als gewöhnlich starken Wein getrunken und während die Ohren und Augen der Gäste von mancherlei Genüssen entzückt werden, hört und sieht er nichts und wünscht ein Erdbeben oder eine Feuerbrunst herbei, um entweichen zu können! Nach einer seinerseits übel zugebrachten Nacht schreitet man nun zum eigentlichen Engagement. Da wird denn dem künftigen Hausgenossen zu seiner Ueberraschung auseinandergesetzt, daß es eigentlich gar nicht nothwendig sei, sich über eine bestimmte Geldsumme zu einigen, da man wohl wisse, daß er nur der zu erwartenden Ehre und Hochachtung wegen nach Rom gekommen und daß er bei seiner philosophischen Bildung über den Mammon erhaben sei! Dann werden ihm Geschenke an den Festtagen in Aussicht gestellt und endlich der Gehalt auf zwei bis vier Obolen, also höchstens auf 50 Pfennige täglich festgesetzt. Beneidet von Vielen, tritt der Glückliche sein Amt an. Allein bald schwinden alle seine goldenen Träume schon vor dem Gefühle des Freiheitsverlustes und es beginnt ein Leben voll saurerer Lakaienarbeit, wobei es ihm immer klarer wird, daß er zu weiter nichts als zum Brunkte des Hauses da sei, daß eigentlich nur sein schöner Bart und zierlich gefalteter Mantel im Dienste stehe. Täglich erneuert sich der ermüdende Vorläufer- und Adjutanten-dienst auf der Straße, und bald erfährt er auch bei Tische Zurücksetzungen, die mit der anfänglichen Bedorzung im Widerspruche stehen. Als letzter Tischgenosse bekommt er oft nur Knochen anstatt Fleisch, ja, es werden ihm überhaupt geringere Speisen und Getränke vorgesetzt. Dabei muß er im Schmeicheln und Loben der Erste sein und wehe ihm, wenn ein Ohrenbläser ihm nachsagt, daß er den Tanz oder das Zitherspiel eines Lieblingsklaven der Herrin allein nicht gelobt hat! Die versprochenen Geschenke sind kaum der Rede werth und werden dadurch vertheuert, daß jedes einzelne von trinkgeldsüchtigen Sklaven herbeigebracht wird. An den Jahresgehalt endlich muß der Herr und sein Rassenführer erst besonders erinnert werden und gewöhnlich wandert er sogleich in die Hände des Kleiderhändlers, Arztes oder Schuhmachers!

Freilich giebt Lukian auch zu, daß diese schlechte Behandlung und überhaupt die schlechte Meinung über die Griechen von den vielen Abenteurern und Schwindlern herrühre, die sich zu solchen Diensten anböten. Solche Leute waren dann auch in ihrer Bedientenhaftigkeit zu Allem fähig. Sie beförderten

selbst, wie Nikias Kurtius zu Cicero's Zeit, Liebesbriefe! Am meisten Dank verdienten sie sich damit, falsche Stammbäume und Ahnentafeln zu fertigen und eiteln Emporkömmlingen Vorfahren unter Griechen und Trojanern zu verschaffen. So führte ein gewisser Eulogios in einer Schrift den Beweis, daß die Vitellier unter dem fabelhaften König Faunus über ganz Latium geherrscht hätten. Aristodemos aus Myssa, der Erzieher der Kinder Pompejus, des Großen, wollte dem Gebieter sogar dadurch schmeicheln, daß er Homer für einen gebornen Römer erklärte! Wahrheit und Gewissen standen vielen von ihnen für Geld feil. Und es waren dieser Leichtsinn und diese Heuchelei nicht bloß Fehler der nach Rom ziehenden Miethlinge, sondern bereits der ganzen gesunkenen Nation. Cicero, der so großen Werth auf die griechische Wissenschaft legte, urtheilte doch gering von den „Griechlein“ (Graeculi), wie man sie verächtlich zu nennen pflegte. „Ich anerkenne ihre Wissenschaft,“ sagt er in einer Rede, „ich lasse ihnen die Kenntniß vieler Künste, ich spreche ihnen nicht ab Wiß in der geselligen Unterhaltung, geistigen Scharfsinn, Beredsamkeit, und habe nichts dawider, wenn sie noch einige andere Vorzüge beanspruchen: Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit im Zeugnißablegen hat jene Nation nie beobachtet; sie kennen überhaupt gar nicht die Bedeutung, die Würde, das Gewicht dieser Sache.“ Und wenn er auch hier im Interesse eines Klienten spricht, so schreibt er doch vertraulich an seinen Bruder Quintus: „Auch vor dem vertrauten Umgange mit Griechen muß man sich sorgfältig hüten, sehr wenige Leute ausgenommen, die des alten Griechenlands würdig sind. Wie es jetzt steht, giebt es sehr viele Ränkemacher und Leichtsinrige und durch die immerwährende Sklaverei zu allzu großer Schmeichelei ausgebildete Menschen unter ihnen. Im Ganzen muß man sie also nach meiner Ansicht mit verbindlicher Freundlichkeit behandeln und mit den Besten auch Freundschaft schließen; der allzu vertraute Umgang mit ihnen ist nicht verlässig; denn sie wagen es wol nicht, sich unserem Willen zu widersetzen, aber Neid und Scheelsucht erfüllt sie nicht nur gegen uns, sondern auch untereinander.“

Am stärksten rügt alle Fehler der in Rom sich niederlassenden Hellenen die dritte Satire Juvenal's: „Dieser vom hohen Siphon, jener von Amydon, der da von Andros, jener von Samos, von Tralles oder dem ionischen Mabanda: Alle ziehen ein zum esquilinischen und viminalischen Hügel, und nisten sich ein in großen Palästen als künftige Herren. Gewandt ist ihr Geist, heillos ihre Frechheit, geläufig ihre Zunge und sprudelnder als die des Isäos. Sag' an, was Du glaubst, daß jener Mensch sei? Welche Rolle Du willst, hat er mit sich gebracht; er ist Grammatiker, Rhetor, Geometer, Maler, Vader, Seher, Seiltänzer, Arzt, Magier, Alles kann er. Zum Himmel empor wird ein hungerndes Griechlein steigen, wenn Du es gebeutst. Kurz, kein Maure war es, kein Thraker oder Sarmat, der einst die Flügel versuchte; er war

mitten in Athen geboren. — Lobt nicht das der Schmeichelei kundige Völklein die Rede des ungebildeten, das Antlitz des häßlichen Freundes und vergleicht den langen Hals des Schwächlings mit dem Nacken des Herakles, der hoch empor von der Erde Antäos hält? Er bewundert eine dünne Stimme, die nicht besser klingt, als wenn der Hahn die Henne beißt. Dasselbe dürfen ja auch wir loben, aber uns glaubt man nicht. Du lachst? Er wird noch von gellenderem Gelächter geschüttelt. Er weint, wenn er Thränen im Auge des Freundes erblickt, ohne sich zu grämen. Verlangst Du zur Winterszeit ein Feuerchen, gleich legt er den Pelz an; sagst Du: „Mir ist heiß,“ so schwitzt er. Wir sind also einander nicht gleich; den Vorzug hat, wer immer und zu jeder Stunde bei Tag und Nacht eine fremde Miene annehmen kann, stets bereit ist, Handküsschen zu werfen und zu loben. Außerdem ist ihnen nichts heilig und nichts sicher vor ihrem Gelüste, nicht die Matrone des Hauses, nicht die jungfräuliche Tochter, nicht selbst der noch bartlose Verlobte und der sonst züchtige Sohn. Ist es nichts mit diesen, so buhlt er mit der Großmutter des Freundes. Wissen wollen sie die Geheimnisse des Hauses, um gefürchtet zu werden. — Nicht ist einem Römer zu weilen vergönnt, wo ein Protogenes regiert, oder Diphilos, oder Erimachos, der nach des Volkes Lasterbrauch mit Niemandem einen Freund theilt, sondern ihn allein haben muß. Denn wenn er in offenes Ohr nur wenig von dem angeborenen und heimischen Gift geträufelt, so schließt sich mir die Thür und der langen Knechtschaft Frist bleibt ohne Lohn.“ Treibt nun auch der Satiriker hier die Verachtung auf die Spitze, so sieht man doch aus dem Ganzen, daß den Einwanderern gegenüber die nationale Opposition vielfach im Recht war. Schon Cicero's Großvater hatte gemeint, die Römer glichen den syrischen Sklaven: je besser einer griechisch verstände, desto schlechter wäre er! Und der alte polternde Kato hatte doch im Ganzen nicht falsch prophezeit, wenn er seinem Sohne schrieb: „Von diesen Griechen werde ich an seinem Orte sagen, was ich zu Athen über sie in Erfahrung gebracht habe, und will es beweisen, daß es wol nützlich ist, ihre Schriften einzusehen, nicht aber, sie zu studiren. Es ist eine grundverdorbene und verstockte Race — glaube mir das, es ist wahr wie ein Drakelspruch, — und wenn dieses Volk einst uns seine Bildung übermachen wird, so wird es Alles verderben.“ Aber auch Marius verschmähte griechische Literatur und Weisheit, weil sie ja ihren Lehrern selbst in sittlicher Hinsicht keinen Nutzen gebracht hätte.





II.

Die hellenischen Nationalfeste.



ie die Familie ihre fröhlichen Festtage begeht, an denen alle Angehörigen ihres verwandtschaftlichen Zusammenhanges sich erst recht klar bewußt werden, so fühlen sich auch die Nationen gedrängt, von Zeit zu Zeit die Frische und Gesundheit ihrer politischen Gliederung durch gemeinschaftliche, öffentliche Festversammlungen zu bezeugen, und wo die nationale Freude nie zum Durchbruch kommt, da ist es sicher auch übel bestellt mit dem nationalen Bewußtsein und der patriotischen Gesinnung. In Griechenland zeigte sich die Rivalität der verschiedenen Staaten und der Partikularismus, auch was die größeren Feste anlangt, in dem Bestreben jeder Stadt, ihren Festversammlungen eine möglichst weite Ausdehnung und Anerkennung zu verschaffen; allein schon sehr früh gelangten die vier Feste der Olympien, Pythien, Nemeen und Isthmien zu so allgemeiner Bedeutung, daß sie wirkliche Nationalfeste wurden, hinter denen selbst die vielbesuchten Panathenäen und Eleusinen der stolzen Theseusstadt zurückstehen mußten. Das älteste und angesehenste dieser Feste war bekanntlich das olympische. Olympia selbst war nicht eine Ortschaft, sondern eine in der peloponnesischen Landschaft Elis, unweit der schon in alter Zeit von den Eleern zerstörten Stadt Pisa gelegene, kleine Thalebene. Freundschaftliche, dichtbelaubte Hügelreihen mit den Bergen Olympos und Kronion umgaben hier den besonderen Schauplatz der Festfeier, den in einer vom Flusse Alpheios und dem Bache Kladeos gebildeten Ecke liegenden, ummauerten Hain Aktis, und eine $7\frac{1}{2}$ Meilen lange Straße, der heilige Weg genannt, verband diesen mit der Stadt Elis. Unter den zahlreichen Heiligtümern, die unter den Platanen und wilden Oelbäumen des heiligen Bezirkes sich befanden, nahm der dorische Tempel des Zeus die erste Stelle ein. Hier stand das Kolossalbild des Gottes von Gold und Elfenbein, das berühmteste Werk des berühmtesten

Meisters der Plastik, Pheidias. Umgeben von Malereien und Reliefs saß der Göttervater auf einem Throne, das Haupt mit dem Olivenkranz geziert, das Gewand mit goldenen Lilien durchwirkt, auf der Rechten eine Siegesgöttin, in der Linken ein prächtiges, mit einem Adler gekröntes Szepter haltend. Von dem ergreifenden Gesamteindrucke solchen Glanzes können wir uns schwerlich einen Begriff machen; doch tadelt Strabon das falsche Verhältniß des Tempelgebäudes zum Gotte, der aufrechtstehend über das Dach hinausgereicht haben würde. Außerdem verdienen noch erwähnt zu werden der Tempel der Hera und der Göttermutter Kybele, und vor Allem der große Brandopferaltar des Zeus, dessen viereckige Basis 125 Fuß im Umfange maß, dessen Höhe mit dem aus der Asche der Opfer und dem Wasser des Apheios gekneteten Obertheile zu Pausanias' Zeit 22 Fuß betrug. Endlich befanden sich noch daselbst die Schatzhäuser derjenigen Staaten, welche Weihgeschenke nach Olympia gesandt hatten, ein Gebäude zu öffentlichen Festschmäusen, ein Rathhaus und die speziellen Schauplätze der Spiele: der Hippodrom und das Stadion.

Auf das hohe Alter der olympischen Festspiele deuten die mit ihnen verknüpften Mythen und elischen Priestersagen hin. Dieselben reichen bis in die idyllische Zeit des goldenen Kronosregimentes zurück, und Pelops, der Stammvater der vorhellenischen Halbinseldynastie, Pisos, der fabelhafte Gründer von Pisa, und Herakles, der Ahnherr der dorischen Fürstenfamilien, werden als Stifter und Festordner bezeichnet. Die geschichtliche Periode beginnt mit dem Eleer Iphitos, einem Zeitgenossen Lykurg's. Als nämlich damals verheerende Seuchen und Zwietracht zwischen den Staaten den Peloponnes belästigten, fragte derselbe, wie der Tourist Pausanias erzählt, das delphische Orakel, welches ihm als einziges Mittel die Wiedererneuerung der in Verfall gerathenen Zeusfeste anrieth, ein Beweis, daß die delphische Priesterschaft mit richtigem Takte in solchen Festfeiern eine Handhabe erblickte, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei aller staatlichen Zersplitterung in den Hellenen zu wecken und zu nähren. Iphitos stellte zuvörderst im Vereine mit Lykurg den Gottesfrieden wieder her, der die Landschaft Elis für alle Zeit und die Festgenossen während des heiligen Festmonates auf ihrer Reise vor allen feindlichen Angriffen schützen sollte. Plutarch und Pausanias erwähnen eine metallene Scheibe, „Diskos des Iphitos“ genannt, auf der in kreisförmig laufender Schrift die Vereinbarung eingegraben war und die noch in so später Zeit im Heratempel zu Olympia aufbewahrt wurde. Auch stand im Zeus-tempel die Statue der Schutzgöttin des Gottesfriedens (Ekecheiria), den Iphitos bekränzend. Hinsichtlich der Unverletzlichkeit, welche Elis beanspruchte, schreibt Strabon: „Elis sollte dem Zeus geheiligt sein und derjenige für einen Verbrecher und Uebeltäter gehalten werden, der dieses Land feindlich anfallen, oder, falls es von einem Anderen angegriffen würde, keinen Beistand leisten wollte. Daher kam es, daß diejenigen,

welche später die Stadt Elis erbauten, dieselbe mit keiner Mauer umgaben, und daher erhielten sie auch das Vorrecht, daß bewaffnete Heere, die durch Elis zogen, ihre Waffen beim Eintritte in das heilige Gebiet abgeben mußten und dieselben erst an der Grenze wieder erhielten.“

Dieser Neutralität des Landes gemäß weigerte sich auch in älterer Zeit das Orakel des olympischen Zeus, über Kriege der Hellenen gegen Hellenen Antwort zu ertheilen. Aber die Eleer selbst theilnahmen bei mancherlei kriegerischen Unternehmungen und konnten im eigenen Lande die Waffenruhe nicht aufrecht erhalten, da die Bewohner des Distriktes Pisatis, als ehemalige Schutzherrn Olympia's, wiederholt mit bewaffneter Hand das Heiligthum den Eleern zu entreißen versuchten. Auch die Spartaner respektirten das Verbot so wenig, daß sie mehrere Male unter dem König Agis in Elis einfielen, und im thebanischen Kriege kam es 365 v. Chr. sogar während der Spiele im Haine Altis zu einem hitzigen Gefechte zwischen den Arkadern, die Olympia okkupirt hatten, und den mit Achaja verbündeten Eleern. Sonst hatte sich die Befriedung während des heiligen Monats, der in jedem fünften Jahre in den Hochsommer oder genauer in die Vollmondszeit nach dem Sommerjubiläum fiel, einer allgemeineren Beobachtung zu erfreuen. Bürgern der Stadt Maktisos lag die Verpflichtung ob, als Friedensherolde das Fest den hellenischen Staaten anzukündigen und die Aufhebung aller Feindseligkeiten und Fehden zu fordern, damit die Angehörigen jedes Landes als Wettkämpfer und Zuschauer unbehindert das elische Gebiet erreichen konnten. Die Kampfordner und Kampfrichter, Hellenodikoi genannt, deren Ansehen zu jeder Zeit sehr groß war, hatten das Recht, jeden Staat, der den Gottesfrieden brach, mit einer Geldstrafe zu belegen und sogar von der Theilnahme am Feste auszuschließen, so lange er die Buße nicht zahlte. Es widerfuhr dies den Lakedämoniern im peloponnesischen Kriege, als sie nach Verkündigung der Waffenruhe einen Einfall in Elis gemacht hatten. Die Hellenodikoi forderten als Strafe für jeden Soldaten zwei Minen (157 Mark) „nach dem Gesetze“, und als die Lakedämonier sich weigerten, weil ihnen die Nachricht zu spät zugekommen wäre, wurden sie vom Opfer und den Spielen ausgeschlossen und die Spartaner, die ihre Kasse nach Olympia geschickt hatten, sahen sich genöthigt, dieselben unter fremden Namen rennen zu lassen.

War nun die Einladung zum Feste offiziell erfolgt, so meldeten sich zunächst die aktiven Theilnehmer bei dem elischen Festkomité an, dem es oblag, ein genaues Programm der Spiele aufzustellen, in welches der Name, die Herkunft, das Vaterland, die Kampart jedes Athleten eingetragen werden mußte. Dann wurden die Angemeldeten nach Elis zitiert, wo die Hellenodikoi einen Monat lang in dem dortigen Gymnasium ihre Kampffähigkeit untersuchten, sie nach dem Alter und nach der Geübtheit zusammenstellten und jedenfalls Manchen als unbrauchbar zurückwiesen. Ramhaften und bereits siegreich bestandenen Athleten

scheint man jedoch diese Probe erlassen zu haben, durch welche die Behörde nur jede Täuschung der Zuschauer vermeiden wollte. Auch die jungen Pferde prüfte man zuvor, sowie die Knaben, die, von ihren nächsten Verwandten oder Lehrern begleitet, anlangten. Vor allen Dingen mußten alle sich Betheiligenden vor der Statue des eidschirmenden Zeus im Rathhause schwören, daß sie noch keine frevelhafte oder ehrlose That begangen hätten, daß sie nicht gegen die Gesetze der Wettkämpfe verstoßen wollten, daß sie sich mindestens zehn Monate lang auf die abzulegenden Proben ihrer Geschicklichkeit vorbereitet hätten und daß sie freie Hellenen, keine Barbaren oder Sklaven wären. Als daher der makedonische König Alexander, der Erste, (er regierte bis 454 v. Chr.) als Wettkämpfer aufgetreten war, protestirten die Mitstreiter gegen ihn, als einen Barbaren, bis er seinen Stammbaum auf Argos zurückführte. Bei der Verbannung der Mörder machte das Gesetz zugleich die Ausschließung von den Bundesheiligthümern und den Nationalfesten namhaft, „weil die Wettkämpfe,“ wie Demosthenes sagt, „Allen gemeinschaftlich angehören sollen, so daß dann, sofern Alle dabei Zutritt haben, auch der Ermordete dazu befähigt gewesen wäre; darum soll sich auch der Mörder fern davon halten.“ Aber auch die Prüfenden leisteten einen Eid, daß sie unbestechlich und gerecht urtheilen und über die besonderen Umstände der Zurückgewiesenen Stillschweigen beobachten wollten. Nach Vollendung dieser Vorbereitungen wurden die Agonisten wieder entlassen und ihnen eine bestimmte Frist gesetzt, bis zu der sie bei Strafe der Ausschließung in Olympia eintreffen mußten. Wie Pausanias erzählt, entschuldigte sich einst der Alexandriner Apollonios wegen seines Zuspätkommens damit, daß er im Archipel durch widrige Winde aufgehalten worden wäre. Man wies ihm aber nach, daß er nur zuvor andere Kampfspiele in Kleinasien hatte mitmachen wollen, und er wurde nicht zugelassen.

Rückte endlich die Festfeier näher und war der heilige Monat selbst angebrochen, so machten sich auch die Zuschauer auf den Weg, und zwar bereits von 600 v. Chr. an nicht nur aus dem eigentlichen Hellas, sondern auch aus Kleinasien, Sicilien und Großgriechenland. Auch von Seiten der Staaten wurden Festdeputationen, Theoren genannt, abgeordnet, welche dem olympischen Zeus Opfer und Geschenke brachten, eine Sitte, die auch Platon in seinen Gesetzen als nothwendig bezeichnet. Die Kosten der Gesandtschaften bestritt zwar größtentheils die Staatskasse; da aber bei den Opfern und Aufzügen gern ein Staat den andern durch die Pracht der Kleider und Geräthe und durch die Menge des Personals zu überstrahlen trachtete, so hatte das Haupt der Gesandtschaft oder der Architheoros gewöhnlich selbst bedeutende Ausgaben nöthig, um seine Absender würdig zu repräsentiren. An diese Deputationen schlossen sich nun gewöhnlich auch viele Privatleute an, die als Zuschauer oder Handelsleute dem Festorte zuströmten. Das Zusehen war weder Barbaren

noch Sklaven verwehrt. Was dagegen das schöne Geschlecht betrifft, so wäre es mit der athenischen Sitte unvereinbar gewesen, Frauen und Töchter den Augen so vieler Männer und dem durch die örtlichen Verhältnisse gebotenen freieren Umgange der Geschlechter bloß zu stellen und ihnen den Anblick der nackten Kämpfergestalten zu gestatten. Von ihrer Anwesenheit kann also keine Rede sein, wenn auch kein Gesetz dieselbe verbot. Die dorische Sitte dagegen, welche besonders den Jungfrauen große Freiheit gestattete, sah in der Theilnahme derselben nichts Unrechtes. Bei einer peloponnesischen Festkarawane, die einst nach Plutarch auf dem Zuge nach Delphi in Megara beleidigt wurde, befanden sich Kinder und Weiber. Und daß die verheirateten Frauen auch nicht zu Hause blieben, läßt sich aus dem schließen, was Livius über das Benehmen des ausschweifenden Philipp, des Dritten, von Makedonien bei den nemeischen Spielen des Jahres 208 v. Chr. erzählt. Weder Töchter noch Ehefrauen waren vor ihm sicher und namentlich verführte er Polykrateia, die Gattin eines vornehmen Achäers. Am grausamsten verfuhr die Eleer selbst gegen ihre Ehehälften. Sie verboten ihnen gänzlich den Zutritt und schon das Ueberschreiten des das heilige Gebiet begrenzenden Alpheios an den Festtagen zog die Strafe nach sich, von dem in der Nähe liegenden typaischen Felsen herabgestürzt zu werden. Wie Pausanias berichtet, war eine gewisse Kallipateira, die sich in Männertracht eingeschlichen hatte, die Einzige, die als Uebertreterin jenes Gebotes ertappt wurde; man entließ sie aber straflos, da sie es aus Liebe zu ihrem Sohne gethan hatte, der zum ersten Male als Wettkämpfer auftrat und siegte. Eine gewiß vielbeneidete Ausnahme machte allein von den Eleerinnen die Priesterin der Demeter Chamhne, welche auf einem weißen Altare im Stadion, den Preisrichtern gegenüber, ihren Ehrensitz hatte.

Es gab zwar in Elis besondere Beamte, welche die Gesandten fremder Städte zu empfangen hatten, und wahrscheinlich erhielten letztere auch Gastgeschenke in Viktualien von den Eleern. Aber was das Quartier anlangt, so wird es ihnen nicht viel anders gegangen sein, als allen anderen Gästen. Es läßt sich nämlich zwar nicht bezweifeln, daß in Olympia, wie bei anderen Wallfahrtsorten, wenn auch nicht große, hotelartige Gebäude, wie z. B. beim plattäischen Heratempel (wo man freilich auch weiter nichts als Obdach und Bettstellen fand), so doch öffentliche Zelte und Buden den Fremden Unterkommen gewährten. Es weist darauf nicht nur eine bestimmte Erwähnung von einem Scholiasten zu Pindar hin, sondern auch Melian's Erzählung von Platon, der zu Olympia mit ganz unbekannten Leuten in einem Zelte zusammen wohnte und, ohne sich zu erkennen zu geben, dieselben durch seine Unterhaltung so fesselte, daß sie ihn später in Athen besuchten. Sicher gab es neben der Altis auch Etablissements von spekulativen Wirthen, bei denen man außer dem Logis auch die Kost mit erhalten konnte; aber die gebildete Klasse pflegte, wie Lukian von denselben

Einrichtungen beim Tempel der Aphrodite in Knidos erwähnt, sie selten zu besuchen, und wer es machen konnte, brachte sein eigenes Zelt mit. So hatte Alkibiades ein prächtiges, persisches Zelt, das ihm die Ephesier verehrten, während ihm Chios Opfervieh und Pferdefutter, Lesbos Wein und Alles, was er zu seiner Tafel nöthig hatte, lieferte; auch die Gesandten des syrakusischen Tyrannen Dionys ließen eine Menge herrlicher Zelte dort aufschlagen, die dann freilich von der über die Eitelkeit des Fürsten unwilligen Menge geplündert und niedergerissen wurden. Dasselbe Schicksal drohte auf Themistokles' Rath dem glänzenden Zelte des Königs Hieron von Syrakus. Schlimm mag es in der Nacht nach dem oben erwähnten Gefechte zwischen Eleern und Arkadern um die Festversammlung gestanden haben, da die Arkader die Bäume des Haines und das Pfahlwerk der Zelte zur Verpalissadirung benutzten! Neben den Zelten, die zum Wohnen dienten, gab es aber auch eine große Masse von Buden, in denen Kaufleute ihre Waaren ausstellten, unter welchen Lebensmittel aller Art und Schmucksachen die Hauptartikel bildeten. Darum läßt Cicero den Pythagoras sagen, das Leben der Menschen scheine ihm der Messe zu gleichen, die während der pomphaften Spiele und der zahlreichen Versammlung zu Olympia gehalten würde. Einige kämen dahin, um für ihre wohlgeübten Leiber Ruhm und die Ehre des Kranzes zu holen, Andere würden hingeführt wegen des Erwerbes und Gewinnes beim Kaufen und Verkaufen; endlich gäbe es dort noch eine Klasse, und zwar eine sehr anständige, welche weder Beifall noch Gewinn suchte, sondern nur des Schauens halber käme.

Die Dauer des olympischen Festes wuchs allmählich mit der Ausdehnung und Vermehrung der Wettkampfsarten. So lange der einfache Wettlauf Sitte war, genügte ein Tag vollkommen, um wenigstens die gymnischen Spiele zu vollenden. Später füllte die Feier mindestens fünf Tage aus, die auf den elften bis fünfzehnten Tag des heiligen Monats gefallen sein sollen. Außer den Kampfspielen nahmen einen großen Theil dieser Zeit die Opferhandlungen, die Prozessionen und die Opfer- und Siegesmahle hinweg. Die Opfer waren ursprünglich die Hauptsache, traten aber dann wegen des allgemein auf die Spiele gerichteten Interesses sehr in den Hintergrund. Sie wurden theils von den Theoren im Namen ganzer Staaten, theils von Privatleuten, besonders von den Wettkämpfern selbst dargebracht, und nicht bloß der olympische Zeus, dem die Eleer eine Hekatombe weihten, sondern auch die Altäre der übrigen Götter und Heroen bekamen ihre Spenden. Die Opfer wurden übrigens theils am Anfange und Ende, theils in der Mitte der Spiele verrichtet. Die Wettkämpfe selbst bestanden in dem Laufe, dem Ringen und dem Faustkampf, wozu bald das Pentathlon oder der Fünfkampf trat. Dann folgten die glorreichsten und ritterlichsten Uebungen: das Wett-Fahren und Reiten. Mit der Zahl der Kämpfe vermehrten sich auch die Kampfrichter. Während anfangs nur zwei

durch das Loos aus einer vom Volke vorher gewählten Anzahl von den Eleern ernannte Hellenodiken fungirten, wurden später neun angestellt, die wahrscheinlich für jede Festfeier sich erneuerten und zehn Monate lang im Hellenodikeion zu Elis von einer besonderen Behörde in ihren Pflichten unterrichtet wurden, worauf bei den Spielen drei bei dem Kofswettrennen, drei bei dem Pentathlon und drei bei den übrigen Kampfsarten präsidirten. Später kam noch ein zehnter hinzu.

Die Schauplätze der Spiele waren das Stadion mit dem Hippodrome. In jenem begannen am ersten Tage die Kämpfe. Die Rennbahn zu Olympia bedurfte weder der Länge noch der Breite des lediglich zum Wagenrennen dienenden Hippodroms, und seine Länge (600 griech. Fuß = 180,97 Meter) diente in Griechenland zur einheitlichen Bestimmung des Wegemaßes. Da die Räumlichkeiten des heiligen Bezirkes kein Thal in sich schlossen, dessen Sohle man zum Wettkampfsplatz und dessen terrassirte Hügelränder man zu Sitzreihen hätte benutzen können, so bestanden die Einfassungen des Stadions aus einem Erdaufwurfe, in welchem die steinernen Sitze angebracht waren. Die beiden Längenseiten schloß, ungefähr wie beim römischen Cirkus, auf der einen Seite eine gerade Mauer, wo sich die Schranken befanden, an denen der Lauf begann, auf der anderen Seite ein aufgemauerter, oben mit einem Peristyl versehener Halbkreis, dessen Sitzreihen für das vornehme Publikum, die Theoren und die Hellenodiken, dessen unterer Raum speziell für die Leistungen der Ringer und Faustkämpfer bestimmt waren.

Am Morgen des ersten Tages begaben sich die Kampfrichter, mit Purpurgewändern und Kränzen geschmückt, nebst den Kämpfern nach dem Stadion und betraten dasselbe durch einen künstlichen, unterirdischen Eingang. Sofort ertönte ein Trompetensignal. Ein Herold rief die Wettkämpfer in die Schranken, nannte den Namen und das Vaterland derselben und fragte bei jedem Einzelnen, ob Jemand gegen die freie bürgerliche Stellung oder gegen den sittlichen Lebenswandel desselben etwas einzuwenden hätte. Erfolgte kein Einspruch, so loosten die Konkurrenten unter sich, nur daß hier gewöhnlich vier Läufer zusammengestellt wurden, während z. B. bei den Ringern das Loos nur die Paare bestimmte. Die Loose, kleine Täfelchen von der Größe einer Bohne, lagen in einer silbernen Urne des Zeus und waren je nach der Zahl der zugleich auftretenden Wettstreiter mit gleichen Buchstaben bezeichnet, so daß z. B. beim Wettlaufe vier mit A, vier mit B, u. s. w. bezeichnete Loose vorhanden waren. Die Sieger aus den einzelnen Abtheilungen hatten schließlich noch einmal mit einander zu kämpfen, und beim Laufe entschied sich hier der Sieg; bei den Ringern und Faustkämpfern aber wiederholte sich natürlich das Loosen und der Zweikampf so oft, bis nur ein einziges Paar über den endlichen Sieg zu kämpfen hatte. Zuweilen war aber auch die Zahl der Loosenden ungleich und ein Einzelner blieb mit

seinem Buchstaben isolirt. Dieses Loos erachtete man für ein Glück; denn man hatte dann zu warten, bis alle Paare durchgekämpft hatten, und nahm es erst mit dem letzten Kämpfer auf, dem man seine noch vollen Kräfte entgegensetzte. Freilich ist dabei zu bedenken, daß der aus mehreren Kämpfen bereits siegreich hervorgegangene Athlet voraussichtlich ein tüchtiger Kämpfer war und mit gesteigertem Muth dem frischen Gegner sich stellte. Indem der Agonist das Loos zog, rief er Zeus um Beistand an; dann hielt ihm aber ein daneben stehender Beischenträger von der den Hellanodiken zu Gebote stehenden Polizei die Hand, damit er nicht eher seinen Buchstaben ansehen konnte, als bis alle Uebrigen gezogen hatten.

Der Wettlauf bestand zunächst in dem einfachen Durchmessen der Bahn von den Schranken bis zu dem halbrunden Endpunkte. Hier kam es bei der verhältnißmäßigen Kürze des Weges weniger auf die Ausdauer, als auf die Schnelligkeit an. Deshalb sieht man auch auf Vasenbildern die Wettläufer mit weit ausgreifenden, schwebenden Füßen und gleichmäßig dazu die Luft durchrudernden Armen dahin eilen. Man bemaß ferner die Tüchtigkeit des Läufers nach den leichteren oder tieferen Eindrücken der Fußtapfen im Sande. Das Stadion liefen seit der siebenunddreißigsten Olympiade auch Knaben, deren Sieger auf den Inschriften stets den eigentlichen Stadioniken, nach denen die Olympiaden gezählt wurden, vorangehen. In der vierzehnten Olympiade kam der Doppellauf hinzu, bei welchem die Läufer die Länge des Stadions zweimal zurückzulegen hatten, indem sie von den Schranken bis zu dem Halbkreise und von da bis zu dem Absprungspunkte zurückliefen. Zu diesem Zwecke standen der Länge nach im Stadion drei Spitzsäulen, die eine dem Anfange, die andere dem Ende der Bahn zunächst, die dritte in der Mitte. Die erste trug die Inschrift: „Sei wacker!“ Die mittlere: „Beeile Dich!“ Die dritte: „Wende um!“ Kam es bei dieser Gattung des Wettlaufes schon mehr darauf an, seine Kräfte zu sparen und nicht zu rasch zu vergeuden, so war dies noch mehr der Fall beim Langlauf, einem wirklichen Dauerlauf, dem verschiedene Angaben eine Länge von 7 — 24 Stadien zumessen. Im letzten Falle betrug der zu durchlaufende Raum mehr als eine halbe deutsche Meile, und man glaubt es gern, daß, wie Lufian sagt, viel Kraft und Athem dazu gehörte, diese Schwierigkeit zu überwinden, weshalb auch das Wort „Langlauf“ gradezu sprichwörtlich für etwas Langwieriges wurde. So kam es auch, daß der berühmte spartanische Läufer Ladas nach errungenem Siege todt niedersank. Mit krampfhaft eingezogenen Weichen, den entfliehenden Athem gleichsam mit der Lippe festhaltend, stellte ihn die von Myron gearbeitete Siegerstatue dar. Ein gewisser Polites dagegen gewann in allen drei Laufarten an demselben Tage den Preis und der Argiver Argeios soll noch an demselben Tage, an dem er im Langlauf gesiegt hatte, von Olympia nach Argos gelaufen sein, um dort seinen Sieg

persönlich zu melden! Uebrigens betraten die Wettläufer schon seit der fünfzehnten Olympiade völlig nackt und mit Del gesalbt das Stadion. Zweihundert Jahre später wurde auch der Waffenlauf eingeführt, den man im Helme, mit Weinschienen und mit dem Schilde antrat. Später, als das Geschlecht weicher und schwächer wurde, lief man nur noch mit dem Rundschilde ohne Helm und Weinschienen. Diese Art der militärischen Turnübungen war recht praktisch, besonders da die Griechen, ähnlich den heutigen Franzosen, sich oft in vollem Laufe auf den Feind warfen, wie z. B. schon in der Schlacht bei Marathon. Platon will daher diese Uebung fleißig betrieben wissen. Wie die Krieger suchten auch die Läufer ihre Ausdauer durch mächtiges Geschrei zu erhöhen und wurden außerdem durch den Zuruf der Zuschauer ermuntert.

Obgleich jede Beeinträchtigung der Mitkämpfer gesetzlich verboten war und mit Ruthenstreichen und Verlust des Siegespreises bestraft wurde, so fehlte es doch nicht an böswilligen Versuchen mancherlei Art. Lukian schreibt hierüber: „Der gute Läufer strebt, wenn das Seil gefallen ist, nur vorwärts, richtet seinen Sinn nach dem Ziele, auch wenn er in seinen Füßen die Hoffnung auf den Sieg birgt, und übt keinen Betrug an seinem Nebenbuhler, noch braucht er nach Art anderer Agonisten allerhand Kunstgriffe. Der schlechte und nicht streitbare Kämpfer dagegen wendet sich, an der Schnelligkeit seiner Füße verzweifelnd, der Arglist zu; deshalb richtet er sein ganzes Augenmerk darauf, den Laufenden irgendwie anzuhalten oder zu hemmen, in der Meinung, daß, wenn ihm dies bei jenem nicht glückt, er nie siegen könne!“ Der Sieger erhielt aus den Händen der Hellanodiken, (wie beim Wettlaufe, so auch bei den übrigen Kampfsarten) einen Palmzweig; sein Name wurde durch des Herolds Stimme bekannt gemacht und er selbst auf den sechzehnten Tag des Monats zur eigentlichen Krönung wieder vorbeschieden. Zu bemerken ist endlich noch, daß der Waffenlauf nicht mit den übrigen Wettläufen verbunden war, sondern den Schluß aller gymnischen Uebungen bildete. Denn auf den Langlauf folgte der Ringkampf.

Die Ringkunst war die ausgebildetste und kunstvollste Art der hellenischen Gymnastik. Nachdem die Körper, um, wie Lukian sagt, die Glieder zu schmeidigen und zu stärken, das zu heftige Schwitzen zu verhindern und die nachtheilige Wirkung der Zugluft abzuhalten, mit Del eingerieben, zugleich aber auch mit Staub bestreut worden waren, um das allzuleichte Entgleiten aus den Umwindungen der Gegner zu erschweren, suchten die beiden Athleten die günstigste Stellung hinsichtlich der Sonne zu gewinnen, legten dann, den Oberkörper zurückbeugend, beide Arme gegen einander aus, und nun kam es darauf an, mit festem Auge, vorsichtiger Deckung, schulgerechten Griffen und Finten, durch raschen Ruck oder Stoß, durch Aufhebung in der Umschlingung, durch Weinstellen, Drosseln und Pressen den Gegner zum Falle zu bringen und ihn zu zwingen, sich für besiegt zu erklären. Verpönt dabei war, mit der Faust oder den

Füßen zu schlagen, oder zu beißen; erlaubt aber, die Finger des Gegners zu quetschen und zu brechen, so daß derselbe, durch Schmerz besiegt, vom Kampfe absteigen mußte. In letzterer Kunst erfahren war nach Pausanias der Sykionier Sostratos, dem man den Beinamen „Fingerspißler“ gab, und Leontiskos, der das Niederwerfen der Gegner gar nicht verstand. Die Ausbildung des Ringkampfes schon in der heroischen Zeit bezeugen viele Schilderungen Homer's, unter denen wir als die charakteristischste den Kampf zwischen Odysseus und Ajax hier hervorheben. „Als sich beide gegürtet, da traten sie vor in den Kampfkreis, saßen sich dann einander, unschmiegt mit gewaltigen Armen, wie die vom Baumeister verschränkten Balken eines hohen Hauses. Beiden knirschte der Rücken, von stark umspannenden Armen angestrengt und zuckend, und niederströmte der Schweiß rings. Aber häufige Striemen an Seiten und Schultern, roth von schwellendem Blut, erhoben sich und mit Begier rangen sie Beide nach Sieg um den schön gegossenen Dreifuß. Weder vermochte Odysseus im Ruck auf den Boden zu schmettern, noch auch Ajax war es im Stande. — Doch der List nicht sparte Odysseus, schlug ihm von hinten die Beugung des Knies und löste die Glieder: rücklings warf er ihn hin und es sank von oben Odysseus ihm auf die Brust.“

Nach den Ringern traten die Faustkämpfer auf, deren Leistungen seit der dreißigsten Olympiade bei dem olympischen Feste Eingang gefunden hatten. Es war dies unstreitig die schwerste und gefährlichste Kampfsart, bei welcher Leben und Gesundheit auf's Spiel kam. Denn mit dem Schläge der einfachen Faust begnügte man sich nicht lange. Zwar das Geflecht aus weichen Riemen, womit man die Mitte der Hand bis zu den Fingern anfangs umgab, scheint weniger den Zweck gehabt zu haben, den Schlag zu verstärken, als die Hand und besonders das Gelenk an der Pulsader zu schützen. Als man aber noch Streifen gehärteten, scharfen Leders und endlich gar metallene Nägel, Knoten und Buckel hinzufügte, mußte jeder gutgezielte Schlag Beulen und Blutspuren hinter sich lassen. Natürlich ging auch diesem Kampfe eine Loosung voran. Bisweilen entspann sich darauf das von Flötenmusik begleitete Gefecht sogleich um die günstigste Stellung, oder, wenn man über dieselbe übereingekommen war, beschreiben wol auch die Klopffechter einige Fechthiebe durch die Luft, um die Gelenkigkeit ihrer Arme zu erproben. Dann traten sie, beide Arme vorstreckend, einander entgegen, Hals und Kopf soweit als möglich zurückbeugend. Wie beim Ringkampfe waren hier Behendigkeit, Vorsicht und Schlauheit Haupterfordernisse zum Siege. Besonders hütete sich der erfahrene Faustkämpfer, seine Kraft durch unbesonnenes Anstürmen zu verschwenden, hielt sich lieber anfangs in gedeckter Stellung und suchte durch Pariren und Ausbeugen den Gegner zu ermüden. Der berühmte Redner Dion Chrysostomos hielt dem unter Titus lebenden Faustkämpfer Melankomas zwei Lobreden,

worin es unter Anderem heißt, daß Melantomas zwei Tage lang, ohne zu ermüden, mit ausgelegten Armen ausharren könnte, und daß er niemals einen Schlag erhalten habe und deshalb am ganzen Körper unverfehrt gewesen sei. Die Schläge, welche die Agonisten, auf die Behen emporgerichtet, mit der rechten und linken Hand auszutheilen pflegten, waren größtentheils nach dem Oberkörper gerichtet, so daß die Schläfe, Ohren, Wangen, die Nase und das Kinn die hauptsächlichsten Zielscheiben bildeten. Der Skythe Anacharsis sagt darum bei Lukian, als er zum ersten Male die gymnastischen Uebungen sieht: „Und jener Unglückliche scheint mir die Zähne ausspucken zu wollen; so mit Blut und Sand ist sein Mund gefüllt, nachdem er mit der Faust einen Schlag auf die Wange erhalten hat.“ Auch Seneka meint, derjenige Athlet könne keinen Muth haben, dessen Zähne nicht schon unter der Faust gekracht hätten. Melian erzählt, daß ein Athlet dadurch seinen Partner verblüfft und bezwungen habe, daß er die ihm eingeschlagenen Zähne muthig hinabschluckte! Auch die Ohren kamen oft sehr schlimm bei diesem Kampfe weg und geschlugte und zerklöpfte Ohren gehören selbst zu den Merkmalen der Athletenstatuen. Der Epigrammendichter Lukillios sagt von einem fast unkenntlich gewordenen Faustkämpfer:

„Vormals, Freunde, besaß hier dieser Olympikos Alles:
 Augen und Ohren und Kinn, Brauen und Nase wie wir.
 All' das fehlet ihm jetzt, als rüstigem Streiter im Faustkampf;
 Und nun wird er sogar auch noch des Erbes beraubt.
 Denn jetzt kommt sein Bild vor Gericht in den Händen des Bruders,
 Und er verliert den Prozeß, weil er dem Bilde nicht gleicht.“

Das Umschlingen, Zerren und Ausschlagen mit den Füßen war beim Faustkampfe verboten, sowie jeder absichtliche Todtschlag. Dennoch kam dieser vor, besonders wenn die Gegner bei längerer Dauer des Kampfes übereinkamen, vom Pariren abzusehen und die Schläge hinzunehmen, wie sie fielen. So machten einst in Nemea die beiden Faustkämpfer Damogenos und Kreugas aus, daß Einer um den Andern einen Schlag aushalten sollte. Kreugas schmetterte nun seine Faust zuerst auf des Gegners Kopf. Damogenos aber hieß den Kreugas seinen Arm emporheben und führte dann mit ausgereckten Fingern einen solchen Hieb in dessen angespannte Weiche, daß sie zerriß und die Eingeweide herausfielen. Die Argiver krönten hierauf den todten Kreugas und verwiesen den Damogenos von Nemea. Noch tragischer ist, was Pausanias über Kleomedes von Astypalaea erzählt. Dieser hatte den Epidaurier Iffos bei den olympischen Spielen getödtet und die Kampfrichter sprachen ihm wegen der Verletzung der Geseze den Sieg ab. Darüber verlor er den Verstand, kehrte in seine Heimat zurück, stellte sich an ein Schulgebäude, in welchem gerade gegen sechzig Knaben unterrichtet wurden, hob, wie Simson,

die Säulen des Daches in die Höhe und begrub die Unschuldigen unter den Trümmern. Weiterer dagegen ist die Geschichte des Glaukos aus Karystos. Dieser arbeitete anfangs als Knecht auf seines Vaters Feldern. Als aber einst die Schar am Pfluge losgegangen war und Glaukos mit der bloßen Hand sie wieder hineinhämmerte, glaubte der Vater darin die Bestimmung seines Sohnes zur Klopffechtereie zu erkennen und brachte ihn nach Olympia. Hier wurde er wol zugelassen, aber beim Kampfe trotz seiner Stärke so zugerichtet, daß er beim Zusammentreffen mit dem letzten Gegner zu unterliegen drohte. Da rief ihm der Vater zu: „Lieber Sohn! nur den vom Pfluge!“ worauf dieser sich ermannte und einen solchen Hammerschlag herabsausen ließ, daß der Andere den Kampf aufgab.

Im Faustkampf traten seit der einundvierzigsten Olympiade auch Knaben auf. Ihm folgte bis zur siebenundsiebenzigsten Olympiade das Pankratien, von da an das Pentathlon. Das Pankratien bestand in einer Verbindung des Ring- und Faustkampfes, erforderte eine außerordentliche Entwicklung der gesamten Muskulatur und setzte fast alle Theile des Leibes in angreifende und abwehrende Bewegung. Jede Art der Gewalt und der List war hier erlaubt; auch endete der Kampf nicht mit dem Niederstürzen des einen Theiles, sondern wurde noch auf dem Boden im Ringen fortgesetzt. Die Schläge sollten hier nicht mit geballter Faust, sondern nur mit gekrümmten Fingern gegeben werden und der Gebrauch der Zähne war auch hier verpönt. Die Schlagriemen kamen bei Pankratien auch nicht in Anwendung, und das Haar wurde oben in einen Schopf zurückgebunden, um nicht so leicht erfaßt werden zu können. Daß auch dieser Kampf leicht in Rohheit und Brutalität ausartete, sieht man an einem ebenfalls von Pausanias erzählten Falle. Den Pankratisten Arrachion hielt sein Gegner mit den Füßen umschlungen und preßte zugleich mit den Händen seinen Hals zusammen. Arrachion selbst zerquetschte aber unterdessen eine Zehe seines Feindes und als dieser vom Schmerz überwältigt um Schonung bat, war er selbst bereits verschieden und die Eleer zierten nun seinen Leichnam mit dem Siegerfranze.

Das Pentathlon endlich war unstreitig derjenige Theil der gymnischen Wettstreite, in welchem die Trefflichkeit eines nach allen Seiten hin harmonisch ausgebildeten Körpers sich am vollkommensten bewähren konnte; denn es bestand im Sprunge, Laufe, Diskoswerfen, Wurfspießschleudern und Ringen. Alle diese Uebungen wurden, um das Feierliche zu erhöhen und die Kämpfer anzufeuern, unter Flötenklang ausgeführt. Interessant ist zunächst der Weitsprung schon deshalb, weil sich die Alten dabei anstatt der Springstangen einer Art von bleiernen oder auch steinernen Hanteln bedienten, eines Geräthes, das beim heutigen Turnen nur zur Stärkung der Armmuskeln in Geltung gekommen ist. Man findet deren auf Bildwerken zweierlei Art, sowol halbrunde mit Handhaben

zum Hineinstecken der Hände, als auch kolbenförmige, die in der Mitte etwas schwächer sind, um sie bei schleuder Handhabe bequemer fassen zu können. Nach den vorhandenen Abbildungen, nach den Andeutungen der Schriftsteller und den Versuchen der neueren Turnkunst streckte der Springende die beiden Arme mit den Haltern (so hießen die Gewichte) nach vorn aus und ließ sie bei dem vorletzten Anlauffschritte wieder sinken, um mit dem letzten Schritte des Anlaufs, der zugleich der Aufsprung war, sie kräftig nach vorn zu schwingen. Da der Ort des Aufsprunges allemal bedeutend höher lag, als das mit einer Furche bezeichnete Ziel, so leisteten die Gewichte dem Springer auch Dienste, indem sie ihn im Gleichgewichte hielten und sogleich fest auf die Füße kommen ließen. Unbegreiflich ist uns freilich, wie der in ganz Hellas gefeierte Krotoniate Phayllos im Sprunge 55 Fuß zurückgelegt haben kann, da unsere Turner kaum die Hälfte dieser Sprungweite vermittlest der Springstangen erreichen.

Den Diskos oder die Wurfscheibe, ebenfalls ein uraltes Turngeräth, beschreibt Solon dem Anacharsis bei Lukian als einen ehernen, runden, kleinen Schild, ohne Handhabe und Riemen, schwer und wegen seiner Glätte nicht leicht zu fassen. Die Haltung des Diskoswerfers, die mit der des Kegelschüßers die meiste Aehnlichkeit hatte, veranschaulicht am besten der in einigen Nachbildungen noch erhaltene Diskoswerfer des berühmten Myron, über den Hettner sagt: „Gerade in dem Augenblicke erfaßt, wo er den Diskos abschleudert, ist sein Oberkörper vorwärts über gebeugt; der Blick wendet sich prüfend nach dem Diskos, den er in der rechten Hand hält. Er hat diese rückwärts in die Höhe gestreckt, um weit ausholend dem Wurf nachhaltigen Schwung zu geben; das eine Knie ist ein wenig eingebogen, das andere (rechte) hält er mit der linken Hand, damit er im Wurf nicht ausgleite. Ein Augenblick — der Diskos ist abgeschleudert, und der Körper richtet sich, wie Lukian in seiner Beschreibung ausdrücklich hervorhebt, zugleich mit dem Wurf in die Höhe.“ Man warf die Scheibe von einer kleinen Erhöhung aus in einem mäßigen Bogen, und wenn auch ein bestimmtes Ziel abgesteckt war, so entschied doch den Sieg stets der weiteste Wurf, wobei es nicht auf das endliche Liegenbleiben des kollernden Diskos, sondern auf dessen erstes Auffallen ankam.

Das Speerwerfen nach bestimmtem Ziele war schon im heroischen Zeitalter eine sehr beliebte Übung und bereitete ebenfalls unmittelbar auf den Krieg vor. In den Gymnasien bedienten sich die Epheben dabei stumpfer Stäbe, die unseren Geren ganz gleich waren. Der Speerwurf bildete mit dem Diskos schleudern und Wettlaufen die nothwendigsten Bestandtheile des Fünfkampfes, der zuweilen, wenn die Zeit fehlte, sich auf dieselben beschränken mußte, so daß dann das Ringen und der Faustkampf in Wegfall kamen. Wer aber den Sieg erringen wollte, mußte in jeder einzelnen Kampfsart Allen überlegen gewesen

sein, und der hervorragende Ruhm der Pentathleten ergibt sich daraus von selbst. Nur einmal hatte man in Olympia auch den Versuch gemacht, die Knaben das Pentathlon durchkämpfen zu lassen, und der junge Spartaner Gutelidas gewann dabei den Kranz. Vielleicht fürchteten die Hellenodiken, daß die lakonischen Knaben wegen ihrer Ueberlegenheit in der körperlichen Abhärtung und Stärke allemal den Preis davontragen würden, vielleicht sahen sie aber auch ein, daß die gesteigerte Kraftanstrengung des Fünfkampfes eine zu große Erschöpfung der Jugend nach sich zöge. Letzteres hebt besonders auch Aristoteles hervor, indem er in seiner Schrift über den Staat die zu seiner Zeit herrschende Sitte, die Knaben in den eigentlichen Athletenkünsten zu unterrichten, tadelt und dann fortfährt: „Bis zur Mannbarkeit müssen leichtere Uebungen angewendet werden und die Zwangsdiät und das übertriebene Sichanstrengen fern gehalten, damit nicht das Wachsthum des Körpers gehemmt werde. Der Beweis dafür, daß man letzteres bewirken könne, liegt sehr nahe. Denn unter den olympischen Siegern findet man nur zwei oder drei, die als Knaben und auch als Männer gesiegt haben, deshalb, weil ihnen durch die übermäßigen Uebungen in der Jugend Kraft und Stärke entzogen worden ist.“

Oft wird es vorgekommen sein, daß die Geschwindigkeit der Füße oder die Stärke der Gliedmaßen ihrer Kinder die Aeltern bestimmten, dieselben von Jugend auf systematisch dem Athletenberufe zu weihen. That dies doch sogar nach Pausanias die Mutter des Deinokhos, weil ihr geträumt hatte, ihr Kind läge bekränzt auf ihrem Schooße! Ueberhaupt verband sich mit dem freier Männer würdigen, die körperliche Tüchtigkeit fördernden und zum Bewußtsein der menschlichen Schönheit führenden Streben nach persönlicher Auszeichnung und nationaler Ehre nur zu bald etwas Handwerksmäßiges und gänzlich Materielles. Es konnte nämlich bei dem großen Ansehen und Ruhme der Sieger nicht anders kommen, als daß Leute aus den niedrigsten Ständen sich von Jugend an auf die gymnischen Spiele vorbereiteten und dann die Sache gewerbmäßig betrieben, von einem Feste zum andern herumreisend und gleichsam Vorstellungen gebend. Denn wenn es auch später nicht mehr so war, wie in der heroischen Zeit, „wo die Helden“, wie Pindar singt, „gewannen im Wettkampfe die Preise und schmückten die Hallen sich aus mit goldenem Glanz, mit Dreifüßen, Becken und goldenen Schalen,“ so existirten doch auch später noch Wettkämpfe, wo reelle Gewinne, Geld, vielleicht schon sogar silberne Pokale zu gewinnen waren, und zuweilen scheuten sich auch die Athleten nicht, bei den Zuschauern Geld einzusammeln und zu dem reinen Golde des Ruhmes die Scheidemünze der Bettelei zu fügen. Ein solcher Virtuos war der oben erwähnte Alexandriner Apollonios, der in Olympia zu spät ankam, weil er die Geldpreise bei den kleinasiatischen Spielen sich nicht hatte entgehen lassen wollen. Ueber den Korinther Nikolaidas heißt es in einem Epigramme:

„Hier dies Standbild weicht der Korinther Nikolaïdas
 Der im delphischen Kampfe siegte.
 Auch in den Panathenäen geschmückt mit dem Kranze gewann er
 Fünffmal Eimer des Oels zum Siegespreis.
 Dreimal wurden ihm auch nach einander des heiligen Isthmos
 Kränz' am Ufer des Meeresherrschers.
 Dreimal siegt' er auch ob zu Nemea, auch in Pellana
 Viermal und am Ithäos zweimal.
 Ihn pries Tegea, Theben und Megara's Volk und Aegina,
 Auch Du, muthiges Epidaurös.
 Endlich des Sieges erfreut auf phliuntischer Bahn in dem Fünfkampf,
 Bracht' er Freude der edeln Heimat.“

Keiner erreichte aber wol den Thasier Theagenes, der als Läufer, Ringer und Faustkämpfer, wie Pausanias behauptet, 1400 Siegeskränze erbeutet haben soll. Erschien ein solcher Agonist auf dem Schauplatze, so überließen ihm manchmal die ihm durchs Loos zufallenden Gegner freiwillig den Sieg, wenn es auch bis Pausanias nur einmal vorgekommen ist, daß ein Kämpfer, der sich angemeldet hatte und auch gekommen war, aus Furcht heimlich verschwand! Den Griechen selbst ist diese Ausartung der Agonistik und die Arglosigkeit der künstlichen Athletik keineswegs entgangen. Weber Alkibiades noch Epameinondas, noch Alexander, der Große, noch Philopömen hielten etwas von der Athletik. Sokrates tadelte im Xenophontischen Gastmahl an derselben, daß sie zum Kriege untüchtig mache, weil bei den Läufern die Beine auf Kosten der Schultern, bei Faustkämpfern die Schultern auf Kosten der Beine ausgebildet und gekräftigt würden. Am meisten spottete man über die Wohlbeleibtheit der Faustkämpfer und Pankratiasien, die durch eine besondere Diät oder geradezu Mästung hervorgebracht zu werden pflegte, um dem Leibe mehr Wucht zu verschaffen. Früher bildeten die Hauptspeisen der Athleten frische Käse, getrocknete Feigen und Weizen; aber später waren es große Massen Fleisch, besonders von Schweinen, Rindern und Ziegen, und schweres Brot (das man vom Fleische getrennt zu sich nahm). Nach dem Essen überließ man sich einem langen Schlafe. Von der Gefräßigkeit mancher olympischen Sieger erzählte man sich Unglaubliches. Der schon genannte Theagenes soll einen ganzen Ochsen zu Mittag verspeist haben; der Krotoniate Milon aß für gewöhnlich zwanzig Pfund Fleisch und eben so viel Brot, in Olympia aber einst ein vierjähriges Kind, das er vorher auf seinen Schultern herumgetragen hatte. Der Milesier Astydamas, der dreimal hinter einander im Pankratation siegte, verzehrte beim Perser Ariobarzanes Alles, was für neun Männer gekocht worden war. Darum läßt auch Lufian in den Todtengesprächen Hermes zu einem Athleten sagen, der von Charon über die Styx gefahren sein will, wobei man ohne alle beschwerende Kleidung sein sollte: „Du bist ja

nicht nackt, mein Lieber, da Du so viel Fleisch um Deine Knochen hast!" Am stärksten spricht sich aber Euripides in einem Fragmente aus, wo es heißt: „Von tausend Uebeln, die es in Hellas giebt, ist keines schlimmer, als der Athleten Geschlecht, welche richtig zu leben weder verstehen noch vermögen. Denn wie wird ein Mann, der seiner Kinnbade Sklave, seines Bauches Knecht ist, mehr Glückseligkeit erringen, als sein Vater? Auch nicht in Armuth zu leben und sich in Schicksalsschläge zu schicken sind sie im Stande; denn an schöne Sitte nicht gewöhnt, söhnen sie sich schwer aus mit dem Ungemach. Glanzvoll und als Götterbilder der Stadt gehen sie in der Jugend einher; wenn aber das bittere Alter sie befällt, gleichen sie fadenförmigen Mänteln. — Was hat wol je ein guter Ringer oder ein schnellfüßiger Mann, oder der den Diskos schleuderte, oder die Zähne wohl einzuschlagen verstand, seiner Vaterstadt genützt dadurch, daß er den Kranz gewann? Kämpft man mit den Feinden den Diskos in der Hand und schlägt man mit dem Schilde die Feinde aus dem Land?" Wenn daher Dion Chrysostomos erzählt, daß Theagenes nach Beendigung seiner Athletenlaufbahn ein maderer Bürger und guter Staatsmann gewesen sei, so ist dies eine Ausnahme. So lange freilich der Athlet das Gewerbmäßige fehlte, versteht es sich von selbst. So nahm z. B. der Athlet Bayllos aus Kreta mit einem eignen Schiffe auf Seite der Hellenen an der Schlacht bei Salamis Theil und der rhodische Pankratiast Dorieus kämpfte im peloponnesischen Kriege mit eigenen Fahrzeugen gegen die Athener.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß überhaupt das Wagen- und Rosserennen, das in Olympia den zweiten Tag ausfüllte, bis in die späteste Zeit vor den gymnischen Kämpfen den Vorrang behauptete und den glänzenden Theil des Festes ausmachte. Bei dem verhältnißmäßig hohen Preise der Pferde (Exemplare edler Race kosteten gegen 1000 Mark) und bei dem großen Risiko, das die Art des Wettkampfes selbst für die Besitzer mit sich brachte, blieb die Betheiligung immer etwas Aristokratisches, eine noble Passion der Reichen und Fürsten. Klar ergiebt sich dies unter anderen Stellen aus Isokrates, wo ein wegen eines Gespannes Angeklagter von seinem Vater erzählt: „Als er das olympische Fest von aller Welt geliebt und bewundert werden sah und wie die Hellenen dort von ihrem Reichtume, ihrer Stärke, ihrer Bildung Probe ablegten, wie die Athleten mettelsterten und die Städte der Sieger an Ruf gewannen, sah er von den gymnischen Kämpfen ab, nicht weil er an natürlichen Anlagen und Gesundheit Jedem nachstand, sondern weil er wußte, daß einige von den Athleten von schlechter Herkunft wären, aus kleinen Städten stammten und einen niedrigen Bildungsgrad befaßen. Dagegen wandte er sich der Pferdezuucht zu, die eine Beschäftigung der Reichen ist und die kein geringer Mann treiben kann, und übertraf nicht nur die Mitkämpfer, sondern die Sieger aller Zeiten.“ So findet man denn auch

in dem Verzeichnisse der Sieger, das bekanntlich im Jahre 776 mit dem Siege des Koröbos begann, die Könige Theron von Agrigent, Gelon und Hieron von Syrakus, Archelaos von Makedonien, Agis und Pausanias von Sparta und mehrere griechische Städte.

Der Schauplatz der ritterlichen Kämpfe war zu Olympia, wie anderwärts, der Hippodrom, von dem Pausanias eine ziemlich detaillirte Beschreibung gegeben hat. Bei dieser Rennbahn hatte man die Böschung eines Hügels zu einer Längenseite gewählt und die zweite vielleicht erst später, als der Hügel abhang für die Sitze der sich immer mehrenden Zuschauer nicht mehr ausreichte, in Gestalt eines Dammes oder Erdwalles parallel aufgeführt. Auf der einen Seite, wo sich der Abflussstand der Kasse befand, schloß eine vom Architekten Agnaptos erbaute Halle im rechten Winkel die beiden Längseiten. Am entgegengesetzten Ende lehnte sich der Erdwall in einem halbkreisförmigen Bogen an den Hügel und in dieser Rundung befand sich, wie beim römischen Cirkus, ein Durchgangsbogen. Der Hippodrom war wahrscheinlich doppelt so lang als das Stadion, also 366 Meter; seine Breite betrug etwa 120 Meter. Da sich keine Andeutung dafür findet, daß im Hippodrom (wie im Cirkus) mitten zwischen den beiden Längseiten eine erhöhte Linie (*spina*) sich hingezogen habe, so muß man annehmen, daß dieselbe wenigstens durch hinter einander stehende Säulen bezeichnet war, an deren beiden Enden die von Pausanias ausdrücklich genannten Ziele standen, von welchen das der Rundung zunächst befindliche die Mitte, das entgegengesetzte das eigentliche Endziel des Laufes bezeichnete, weshalb hier auch die eherne Statue der Hippodameia ihre Stelle hatte, ihren Bräutigam Pelops bekränzend. Komplizirt und deshalb immer noch streitig ist die Einrichtung der Schranken beim Ablaufpunkte. Dieselben bildeten nämlich nicht eine gerade Linie wie beim römischen Cirkus, sondern ragten „wie das Vordertheil eines Schiffes“, also ungefähr wie die beiden gleichen Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen Hypotenuse dann die Halle des Agnaptos bildete, in die Bahn hinein. An diesen beiden Seiten waren staffelförmig die Schuppen für Wagen und Pferde angebracht, die den einzelnen Konkurrenten durchs Loos zufielen, bevor das Rennen begann. Auf ein Trompetensignal, wobei gleichzeitig von einem in der Mitte des Ablaufdreiecks stehenden Altare ein eherner Adler sich durch einen besonderen Mechanismus zu solcher Höhe erhob, daß er von allen Anwesenden erblickt werden konnte, während ein an der Spitze des Dreiecks auf einem Balken ruhender Delfin herabsank, fielen die die Schranken absperrenden Stricke und zwar so präzise nach einander, daß, wenn endlich die beiden vordersten Schranken geöffnet wurden, alle Gespanne oder Reiter in gleicher Linie dem Innern der Rennbahn zurennen mußten.

Die griechischen Hippodrome waren deshalb breiter als die römischen,

weil sich die Griechen mit der in Rom feststehenden Zahl von vier wettfahrenden Gespannen nicht begnügten. Wie viele aber gewöhnlich certirten, läßt sich nicht mehr nachweisen. Pindar erwähnt in einer pythischen Ode, daß Karrhotos, der Wagenlenker des kyrenäischen Königs Arkesilaoß, allein von vierzig Genossen seinen Wagen unverletzt davon gebracht habe, und es klingt das zwar unglaublich, aber auf der anderen Seite kann man auch kaum begreifen, wie dann unter vierzig Wagenlenkern in mehreren Rennen nur ein einziger Sieger bleiben konnte. Denn daß bei jedem Rennen der Preis zuerkannt wurde, bezeugt die Nachricht, daß von den sieben Wagen, die der verschwenderische Alkibiades nach Olympia sandte, der erste, zweite und vierte Preis gewonnen wurde. Sophokles läßt, freilich in einem Wagenrennen der heroischen Zeit, zehn Gespanne auftreten und man thut wol am besten, anzunehmen, daß die Zahl der zugleich mit einander rennenden Gespanne sich nach der Gesamtzahl der angemeldeten richtete. Die Wagen waren in ihrer Konstruktion den Streitwagen des heroischen Zeitalters beinahe völlig gleich, zweirädrig, mit ovalen, hinten offenen Kisten, in denen die Wagenlenker standen. 270 Jahre lang wurde das in der fünfundzwanzigsten Olympiade eingeführte Wagenrennen mit Viergespannen gehalten. Dann wurden auch zweispännige Wagen zugelassen, und ein Vierteljahrhundert später kam das Rennen mit Füllen=Viergespannen und später auch Zweigespannen auf. Dagegen erhielt sich das Wettfahren mit Maulthieren nur kurze Zeit, weil es keinen angenehmen Anblick gewährte. Vom Dichter Simonides erzählt Aristoteles: Als ihm ein Sieger mit Maulthieren einen geringen Sold gab, wollte er nicht singen, weil es schmachvoll sei, Maulthiere zu besingen; als jener zur Genüge gab, sang er: „Heil Euch, Ihr Töchter der sturmgeschwinden Rosse!“ Ein meisterhaftes Bild des Wettrennens selbst liefert uns Sophokles in seiner Elektra in folgender Weise:

„Und als sie standen, wie des Kampfes Richter dort
Die Loose warfen und die Wagen ordneten:
Da schmetter' Erzdrommetenschall, fort stürzten sie,
Befeur'ten ihre Ross' im Flug und schüttelten
Die Zügel; nun mit einmal war die Bahn erfüllt
Von lautem Wagenraffeln; hoch auf wölkte sich
Der Staub, es rannten alle durch einander hin
Und schonten nicht der Geißeln, um vorbeizuflehn
Die Räder und das schnaubend wilde Rossgepann.
Denn alle Rücken und zugleich der Räder Spur
Benetzte dampfend Schaum und Hauch der Rosse rings.
Schon lenkt' Orestes um die letzte Säul' herum,
Die Nabe stets hindrängend und dem rechten Ross
Den Zügel lassend, zog er mehr sein linkes an.

Anfänglich gingen allzumal die Wagen gut,
 Bis eines Meniers Ross' mit hartem Maul
 In Sturmesail ausrissen, und rechtshin gewandt
 Den sechsten oder sieb'ten Lauf erfüllend schon,
 Die Stirne rannten auf die Wagen Libya's,
 Und nun zerschmettert' einer durch den Einen Feh!
 Den andern, stürzte nieder, und zerbrochener
 Rennwagen Trümmer deckten rings das Photerfeld.
 Dies sah der kluge Jügelreiter aus Athen;
 Drum lenkt' er auswärts, hemmt' der Kasse Lauf und ließ
 Vorbei der Wagen Strudel, der die Bahn durchwogt.
 Auf diesen folgend, trieb Drestes sein Gespann
 Als allerletzter, bauend auf des Kampfes Ziel.
 Wie jener sah den Einen, der noch übrig war,
 Da jagt er, hell ausdröhnend traf sein Ruf das Ohr
 Der schnellen Renner, und in gleichem Laufe flohn
 Die Beiden hin, nun dieser, nun der andre
 Das Haupt vom Wagen nach den Kassen vorgestreckt.
 Und all' die andern Bahnen wohl vollendete
 Der Arme sonder Fährde, fest auf festem Stand;
 Da ließ er nach den Jügel, als das linke Ross
 Sich wendend umbog, und den Rand der Säule traf
 Er unverfehens; mitten brach die Nabe durch;
 Vom Kranz des Wagens glitt er und verwirrte sich
 Im langen Riemenzeug; und als er niederfiel,
 Floh'n seine Kasse durch die Bahn in wilder Flucht."

Wie Sophokles hier andeutete, bewährte sich die Festigkeit der Hand, das sichere Auge des Lenkers hauptsächlich beim Umfahren der beiden Ziele, da es natürlich sein Vortheil erheischte, um Raum zu ersparen, hier den möglichst kleinen Bogen zu schneiden. Darum mußte aber auch das Drängen, die Verwirrung und die Gefahr an diesem Punkte stets am größten sein, und man nannte deshalb einen Altar (wahrscheinlich Poseidon's), der entweder selbst das obere Ziel bildete oder demselben gegenüber am Erdwalle lag, Taragippos, d. h. „Pferdeentsetzen“. „Er hat die Gestalt eines runden Altars,“ schreibt Pausanias, „und wenn die Pferde daran vorüberlaufen, so ergreift sie ohne sichtbare Veranlassung große Furcht, und aus der Furcht geht Unruhe und Verwirrung hervor; daher denn hier oft die Wagen zerbrochen und die Wagenlenker verwundet werden.“ Aus den Übungsfahrten kannten natürlich die Pferde ihre Aufgabe ganz genau, und daß sie vor dem gefährlichen Wendepunkte scheueten, war also ganz natürlich. Laut schmetterten die Trompeten, wenn die Gefahr überstanden war, um Ross und Mann zu neuer Eile zu beflügeln; denn zwölfmal mußte die obere Zielsäule umkreist werden, wenn ausgewachsene Kasse, achtmal, wenn Füllen den Wagen zogen. Am

Ende der Bahn genügte endlich der geringste Vorsprung, um den Sieg zu entscheiden. Befremdlich aber bei dem Wagenrennen und dem Prinzipie der gymnischen Agonen geradezu widersprechend, doch ganz mit der Sitte des modernen Sports harmonisierend ist es, daß nicht die Wagenlenker, sondern die Besitzer der Gespanne den Kranz erhielten und als Sieger gefeiert wurden. Pindar hebt es in der ersten istsmischen Ode als außergewöhnlich hervor, daß Herodot von Theben selbst seine Kasse gelenkt: „Nun ich dem Herodotos ausriefe den Dank zu des Viergespannes Ruhm, weil er mit Fremdlings Händen nicht der Kasse Zügel lenkt.“ Als daher 420 v. Chr. die Spartaner nicht an den olympischen Spielen Theil nehmen durften und der Spartaner Lichas deshalb sein Gespann für ein der Stadt Theben gehöriges ausgegeben hatte, aber, als sein Wagenlenker siegte und Theben als Siegerin ausgerufen wurde, sich so weit vergaß, daß er hinabstieg und seinen Focke mit der zum Kranze gehörenden Binde bekränzte, so ließen ihn die Hellenodiken mit Ruthen auspeitschen. So kam es denn, daß auch Abwesende siegen konnten, wie bei mehreren der oben genannten Könige erwiesen ist. Ja, selbst Frauen gewannen den Kranz, wenn sie Wagen und Kutscher gesendet hatten. Die berühmteste Siegerin ist Kyniska, die Schwester des Agésilaios und von diesem selbst dazu veranlaßt. Außer ihr wird von Pausanias noch Belistiche, eine Makedonierin, und Eurhleonis, eine Spartanerin, erwähnt. Aus Dankbarkeit ließen gewöhnlich die Sieger neben ihrer Statue auch die des siegenden Wagenlenkers aufstellen. Auch Kaiser Nero lenkte bei den olympischen Spielen persönlich sein Zehngespann, warf dabei um, wurde wieder hineingehoben, mußte endlich vom Wettkampfe absteigen, wurde aber doch als Sieger bekränzt. Die Hellenodiken erhielten von ihm dafür ein Geschenk von 200,000 Sesterzen; leider nahm es ihnen der Kaiser Galba wieder ab!

Dem Wagenrennen sehr ähnlich war das Wettreiten, das bereits in der dreiunddreißigsten Olympiade eingeführt worden war. Beinahe vierhundert Jahre später begann der Schnellritt auf Fohlen. Auch Knaben durften sich beim Rennen zu Pferde betheiligen. Eine Zeit lang bestand eine eigene Art des Kampfes, die auf Stuten ausgeführt wurde, und bei welcher die Reiter zu Anfang des letzten Umrittes absprangen, das Pferd am Zügel nahmen und zu Fuß dem Ziele zueilten. Mehrere Renner haben sich bei den Nationalfesten der Hellenen unsterblichen Ruhm erworben. Von Hieron's Siegesroß Pherenikos singt Pindar: „Wolan, die dorische Harfe nimm von der Wand ob des Ruhmes des Pherenikos, des edelsten Renners, den Geist in monniges Sinnen versenkt. Wie er dahinbraust dort am Apheios, ohne stachelnden Sporn, die schöne Gestalt, seinen Herrn zum Siege tragend.“ Der Korinther Pheidolas hatte zwei Kasse, Lydos und Aura. Jenes siegte zweimal in Olympia und einmal auf dem Isthmos. Aura warf einst in Olympia gleich anfangs ihren

Weiter ab, setzte aber als gutes Schulpferd das Rennen fort, bog richtig um die Zielsäulen, beschleunigte nach dem Trompetentusch ihren Lauf und blieb endlich als Siegerin vor den Hellanodikern stehen. Solche Koffen wurden dann auch im Alter sorgfältig gepflegt, anständig beerdigt und durch Bildnisse geehrt. Vielen wird es freilich auch gegangen sein, wie demjenigen, vom welchem ein Epigramm sagt:

„An des Alpheios Ufern errang ich mir Kränze des Wettlaufs;
Zweimal ward ich gekrönt an dem katalischen Duell.
Preisend verkündete mich auch Nemea; über des Isthmos
Rennbahn flog ich vordem, gleich dem beflügelten Wind.
Nun ach! wälz' ich im Alter dem kreisumlaufenden Mühlstein
Part am Joche gedrückt, strahlenden Siegen zur Schmach.“

Die Zuschauer der olympischen Wettkämpfe hatten bei aller Annehmlichkeit des Schauspielers auch vieles Ungemach auszustehen. Schon vor Sonnenaufgang mußten sie sich ihre Plätze sichern, denn es scheint allenthalben an Platz gemangelt zu haben. Dies sowol als auch die Sitte, daß die Landsleute bei einander zu sitzen pflegten, erkennt man aus folgender von Plutarch mitgetheilten Anekdote. Ein Greis, der in Olympia die Spiele sehen wollte, fand keinen Platz. Er durchwanderte alle Sitzreihen, wurde aber überall mit Verachtung und Spott abgewiesen und Niemand rückte zur Seite. Als er aber zu den Lakedaemoniern kam, standen alle Knaben und viele Männer auf und boten ihm ihre Plätze an. Da beklatschte die ganze Versammlung diesen Beweis von guter Sitte; der Alte aber sagte weinend: Wol kennen alle Hellenen das Schöne und Schickliche, aber nur die Lakedaemonier üben es aus!“ Zu dem Gedränge kamen aber noch die Sonnenhitze der heißesten Jahreszeit und die vom Sande aufwirbelnden Staubwolken. Bezeichnend genug für das zu Erdulvende und höchst drollig zugleich ist, was Melian von einem Sonderling erzählt: „Ein Mann aus Chios,“ schreibt er, „der auf seinen Sklaven zürnte, sagte zu demselben: Ich werde Dich nicht in die Mühle schicken, sondern nach Olympia mitnehmen! Er hielt es nämlich für eine viel bitterere Strafe, in Olympia als Zuschauer von den Sonnenstrahlen gebraten zu werden, als in der Mühle die Mühlsteine drehen zu müssen.“ Auch der Autor, welcher in einem dem Lukian fälschlich beigelegten Schriftchen die Makedonier zu einer Vorlesung in einer makedonischen Stadt einladet, verspricht denselben dort eine bessere Aufnahme, als „wie sie Olympia gewährt mit seinem engen Raume, seinen Zelten, seinen Buden und seiner erstickenden Hitze.“ Der weise Thales, der sich, dem hundertsten Jahre nahe, nach Olympia begeben hatte, soll sogar in Folge der Hitze und des Durstes gestorben sein. Das Aufregende des Anblicks und die lebhaft südländische Natur

überhaupt veranlaßten die Zuschauer, ihren Antheil an den Wettkämpfen auf die lauteste und ungestümmte Weise zu äußern. Man sprang vom Sitze auf, um zu klatschen und suchte durch Schreien aufzumuntern. Sokrates z. B. sagt im Euagoras: „Ich werde dasselbe thun, was die Zuschauer bei den gymnischen Kämpfen; auch diese treiben nicht die zurückbleibenden Läufer durch Zurufe an, sondern die um den Sieg ringenden.“

Der Zusammenfluß so vieler Menschen aus den verschiedensten Gegenden gab aber auch Gelegenheit, ausgezeichneten Persönlichkeiten Aufmerksamkeiten und Huldigungen zu widmen. Wie später bei den nemeischen Spielen einst, wo Philopömen zugegen war, die ganze Festversammlung das Freiheitslied eines Virtuosen auf den hochsinnigen Helben des achäischen Bundes bezog und unter Beifallklatschen nach ihm hinblickte, so erhob sich das Publikum zu Olympia von seinen Sitzen, als Themistokles nach der Schlacht bei Salamis im Stadion erschien, schenkte ihm mehr Aufmerksamkeit als den Agonisten und zeigte ihn unter Bewunderung und Beifallklatschen den anwesenden Fremden, so daß er erfreut seinen Freunden gestand, er genieße nun die Frucht seiner Bemühungen um Hellas. Auch Platon soll bei seinem Erscheinen in Olympia Aller Augen auf sich gezogen und die schmeichelhaftesten Beweise der Gunst erhalten haben. Andere benützten die günstige Zeit, um aus der Dunkelheit zum Ruhme emporzusteigen, und produzirten vor den Augen und Ohren der müßigen Menge ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaft. Besonders seit Ende des fünften Jahrhunderts wurde es Sitte, in Olympia Reden und Gedichte zu rezitiren. Bekannt ist, daß Herodot einen Theil seines Geschichtswerkes hier vorgelesen haben soll. Auch der berühmte Redekünstler Gorgias aus Sicilien ermahnte in einer Prunkrede die im peloponnesischen Bruderkriege begriffenen Hellenen zur Einigkeit gegen die Barbaren. Der eitle Sophist Hippas erbot sich einst, über jedes beliebige Thema sofort sprechen und alle an ihn gestellte Fragen beantworten zu wollen. Ja, um seine Befähigung zum Universalgenie zu dokumentiren, behauptete er, daß er nicht bloß Geometrie, Musik, Literatur, Poesie, Naturgeschichte, Ethik und Politik gründlich verstehe, sondern auch seinen Ring, seinen Mantel, seine Schuhe eigenhändig verfertigt habe. Von Sokrates und Dion Chrysostomos sind die in Olympia gehaltenen Festreden sogar noch vorhanden. Nach Athenaios trug der Rhapfode Kleomenes die Sühnungslieder des Empedokles vor. Dionysios, der Aeltere, von Syrakus, hatte die unglückliche Idee, ein Dichter sein zu wollen, worin ihn natürlich seine Hoffschranzen bestärkten. Darum sendete er denn im Jahre 388 v. Chr. eine pompöse Festgesandtschaft zu den olympischen Spielen. Allein, obwol er seine Verse in des Aeschylos Schreibtafel geschrieben hatte und obwol die trefflichsten Deklamatoren und Sänger sie vortrugen, so ermüdete doch endlich der geistlose Inhalt die Zuhörer so, daß der gekrönte Dichter die